



Ein Bilderbogen
von den
Kanarischen Inseln

Freiherr v. u. z. AUFSESS

Ein Bilderbogen
von den Kanalinseln

Herausgegeben
im Auftrag der Feldkommandantur
der Inseln

Text, Photographien und Zeichnungsentwürfe vom Verfasser (MVR v. A.)

Zeichnungen von H. Dotterweich



Merlin

Alle Rechte vorbehalten

Drucknummer 18035

Im Hafen.

Viele kamen, viele gingen
— silberweisse Mövenschwinge
gaben ihnen das Geleit —.

Stampfend warten graue Schiffe,
schwarzer Rauch, Sirenenpfeife,
— denn die Flut ist nicht mehr weit —.

Eisenkräne hochgeschwungen
tauchen in die Dämmerungen
offner Luken, schwere Ballen
klettern schwebend an das Licht.
Schweiss rinnt perlend vom Gesicht,
rauhe, harte Stimmen schallen.

Fahnen flattern an den Masten,
Farben leuchten, Menschen hasten,
Möven gaukeln in der Luft,
grüssen schrill die frischen Wogen,
Streifen sie in kühnem Bogen,
Tang verströmt herb-bittern Duft.

Schiffe steuern schon zum Meer,
Hände winken hin und her,
Rufe klingen nah und weit.

Viele kamen, viele gingen
— silberweisse Mövenschwinge
gaben ihnen das Geleit —.

Karl Menger.

ENGLAND

WIGHT



DER KANAL

KANALINSELN

THE CASQUETS

ALDERNEY

CHERBOURG



**JERMA
JETHOU
SARK**

GUERNSEY



NORMANDIE



JERSEY

MINQUIERS



CHAUSEY



GRANVILLE



BRETAGNE



ST. MALO



MONT ST. MICHEL

Einführung.

Wenige Deutsche haben vor dem Krieg die Britischen Kanalinseln besucht. Kaum einer hat überhaupt ihre Lage recht gekannt. Niemand aber hätte gewusst, dass auf den acht kleinen Eilanden von zusammen nur 200 qkm sich beinahe 100 000 Einwohner zusammengedrängt haben, sodass die kleinen Staatsgebilde als das dichtestbevölkerte Land Europas gelten konnten.

Der Krieg hat uns diese versprengten Splitter des Kontinents neben vielen andern Ländern erschlossen. Heute wacht der deutsche Soldat über das Land, er übt hier seine Waffen, arbeitet, baut und verwaltet. Und wenn auch in der engen Umklammerung des Meeres ringsum manche Sehnsucht nach den heimatlichen Bergen und Weiten ihn beschleichen mag, irgendwie hat jeder die schönen Inseln doch in sein Herz geschlossen.

Das Buch versucht daher die vielfältigen Reize der kleinen Inselwelt in einem bunten Bilderbogen einzufangen, um nicht nur der Heimat das Erlebnis des unbekanntes Landes nahezubringen, sondern vor allem auch um den Kameraden über Dienst und Pflichten hinaus Sinn und Auge aufzuschliessen und ihnen Freude und frohe Erinnerung zu schaffen.

Jersey, im Mai 1943.



Die Überfahrt

So leicht und hübsch stellt man sich als Landratte die Überfahrt zu den Kanalinseln vor, so etwa, wie wenn man in Lindau ankäme und fahrplanmässig nach Konstanz weiterführe. Man hat sich gründlich getäuscht und die Herren Vortragsreisenden und sonstigen Besucher aus Paris sind auch schön hereingefallen, die am Montag in St.Helier, am Dienstag in St.Peter Port und am Mittwoch wieder auf dem Festland sein wollten. Erstmal sitzt man in einem französischen Küstenstädtchen fest und fragt stündlich, später nur mehr täglich, wann man denn endlich hinüberkäme. Aber einmal ist es die Ebbe, das nächste Mal die Sturmflut, dann wieder der Nebel oder sonst dicke Luft oder das Schleusentor ist kaput oder die Begleitschiffe sind nicht da. Kurz, man gewöhnt sich bei diesem Antichambrieren in den Vorräumen des Meeres die festländische Hast gründlich ab, was andererseits wieder nicht ausschliesst, dass man lernt, innerhalb 5 Minuten aufgestanden, angezogen und mit mehreren Stempeln versehen auf dem Schiff zu sein.

Die Überfahrt kann einer Badereise gleichen. Man liegt weich auf seiner Schwimmweste in der Sonne. Kaum schaukelt das Schiff, die Chausey-Inseln ziehen duftig fernher vorbei und in vier Stunden ist man am Ziel. Das ist dann aber die Ausnahme gewesen. Wir wissen alle von Überfahrten zu erzählen, die in unser Lebensbuch unvergesslich geschrieben sind. Wie es stürmte und goss und die Schiffe überfüllt waren und die Fahrt bis zu 24 Stunden dauerte, wenn alle Seekranken nicht genug Platz an der Reeling fanden und vom Sturm zurückkam, was dem Meer übergeben werden sollte, da verblichen alle gemütlichen Erinnerungen an frühere Seefahrten und eine Reise im Zug über das feste Land erschien als eines der viel zu sehr unterschätzten Dinge.



Ist man also glücklich in vier bis vierundzwanzig Stunden hinübergekommen, so kann man sich zunächst gar nicht fassen über die Grösse des Unterschieds der Inseln von Frankreich. Es ist eine ganz andere Kultur, die Menschen sehen anders aus, sie kleiden sich anders, sie sprechen für das in Frankreich verwöhnte Ohr eine entsetzliche Sprache, die Villen sind modern und blitzsauber: gepflegte Rasen liegen offen davor, Colledgehäuser im Tudorstil mit grossen Sportplätzen nehmen die erhabensten Punkte ein und eine behoste weibliche Jugend und Jungens mit Rugbymützen treiben sich davor herum. Die Fahrt durfte gar nicht so leicht vor sich gehen, denn man hat mit dem Sprung über das Wasser den Kulturkreis Frankreich verlassen und ein neues Land betreten.



Man spürt auf den Kanalinseln die Nähe des Ozeans, die Anrainerschaft an einem Weltmeer. Der Unterschied zwischen Flut und Ebbe beträgt im Golf von St.Malo gedrängt durch den Golfstrom und aufgehalten durch die Landbrücke von Cherbourg 12 m, bei Sturmflut bis zu 17 m. Auf der ganzen Erde gibt es höhere

Gezeiten nur noch in der Fundy-Bay zwischen Kanada und U.S.A. In Höhe eines dreistöckigen Hauses steigen und fallen zweimal am Tag die riesigen Wassermassen rings um das ganze Land. Dies atmende Heben und Senken, das die Inseln einmal zum flachen Eiland mit vorgelagerten Land und eingestreuten Felsen macht, das anderemal die Wellen an die Steilküste schlagen lässt, ist ein immer wieder gewaltiges Schauspiel. Noch nirgends habe ich das Meer geschoben von den West-

stürmen und dem Golfstrom so mächtig über die Felsenklippen bei Flut hereinstürzen sehen, wie an der Westküste der Inseln. Wenn man auf den schnell überfluteten Felsensteigen zurückweicht, sieht man den sich heranwälzenden Wasserberg hinter sich hereinkommen. Grosse Klippen verschwinden für Augenblicke, um dann im nächsten Moment weisse Sturzbäche von sich abzuschütteln. Zwischen den Inseln Jethou und Herm habe ich die Flut hereinrauschen hören und sehen wie einen wilden Gebirgsfluss, nur in hundertfacher Breite. Bei Alderney kommen an einer von der Schifffahrt gefürchteten Stelle bei spiegelglatter See plötzlich hohe Brecher über Bord, wenn die zusammengedrückte Flut über ein unterirdisches Felsengebirge mit 9 Seemeilen Geschwindigkeit zieht.

Wer das Meer kennen lernen will, muss auf diese Inseln kommen, wo es gerade noch so viel Landfetzen übrig gelassen hat, um seinem wilden und wechselvollen Treiben zusehen zu können.



Die Inseln sind ein Kleinod von gepflegten Gärten und Besitztümern reicher Leute. Niedrige Mauern mit Felspflanzen darauf lassen freundlich auf die teppichglatten Rasen und exotischen Baumgruppen hineinsehen, durch die purgoldne Sandwege führen. Man könnte vor Sauberkeit überall sein Frühstück auf der Strasse verzehren. Die immergrünen Hecken und oelblättrigen Bäume glänzen so frisch wie nach einem Gewitterguss.

Eine Besetzung hat einen Park, der ein Zwischending ist zwischen einem japanischen Tempelhain und einem botanischen Garten, der jeder Grosstadt Ehre machen würde. Eine andere besitzt eine Rundallee von vielen hundert Palmen, deren jede den Namen eines hohen Gastes trägt. Bei einer dritten führt ein enges Tälchen durch ein Rhododendronschungel zu einem Weiher mit wildblühenden Kalla. Eine vierte bietet einen einzigen baumumstandenen Rasenplatz, der sich an einer Seite weit

öffnet und wie auf einem Tablett das Meer und eine Inselgruppe dem entzückten Beschauer serviert. Eine fünfte überrascht durch einen Buchen-, Schwarzkiefer- und Zypressenhochwald mit wilden Farnkrautunterwuchs und unzähligen Frühlingsblumen darin. Eine sechste fängt durch eine Glynienterrasse und durch einen sanft abfallenden blumen- und taxusbestandenen Weg das liebe Bild einer Meeresbucht mit eingestreuten alten Festungsanlagen darin ein.

Kamelien, Rhododendron, Oleander, Magnolien, Azaleen, Hortensien und japanische Kirschblüten scheinen hier das richtige Klima und den bekömmlichen Boden gefunden zu haben, denn sie blühen in Orgien und erreichen ungekannte Grössen. Im November, wenn man das Ende des ununterbrochenen Farbenrausches erwartet, wirft sich die Insel erst ihr leuchtendstes Kleid von hunderterlei Chrysanthemen über. In keinem Garten fehlen Araukarien, Feigenbäume und Palmen. Immergrüne Steineichen werden zu Alleen und alle möglichen Edeltujen-, Lorbeer- und Ilexarten zu immergrünen Umfassungen verwendet, sodass nie der Eindruck kahler Entlaubung entsteht und der Winter von der Schwelle der Gärten gewiesen wird. In manchen Gärten, die eine jahrzehntelange Pflege zu wahren Meisterstücken der Gartenbaukunst gemacht hat, kann man um die Weihnachtszeit im Freien noch einen Strauss von vierzigerlei Blüten pflücken.

Was nicht in Gärten mehr Platz findet, wächst wild im Freien weiter. Um die an den Wegrändern blühenden Märzbecher und Narzissen kümmert sich niemand. Man kann dicke Sträusse davon nach Hause tragen. Die Bluebells, eine wilde Hyazinthenart, machen stellenweise die ganze Küste im Frühjahr zu einem duftenden Blumenbeet. Der zähe Stachelginster blüht leuchtend gold das ganze Jahr und hohe Digitalis strecken sich über die Farnkrautwildnis im Norden der Insel elegant heraus. In achttausend Glashäusern allein auf der Insel Guernsey wurde in Friedenszeiten das übrige an Blumenpflege getan und neben Tomaten und Frühkartoffeln viele hundert Tonnen schöner, seltener Blumen auf den Londoner Markt gebracht.

Wenn die Inseln also auch klein sind, sie sind ausgefüllt von Wachstum und Pflege. Inmitten des grossen Amphitheaters des Meeres hat sich die Natur auf den Inseln eine Kleinkunstbühne geschaffen.



Schon bei Annäherung an die Schären- und Steilküste der Inseln fällt das kräftige Rot der Felsen auf, das im Glanz eines sonnigen Tages sich schmuckvoll getönt von dem Grünblau des Meeres abhebt. Bei der Einfahrt in den Hafen leuchten im sinkenden Licht die Granitquader der hohen Molen- und Kaimauern aber so feurigbunt auf, dass man den Eindruck nicht mehr vergisst und nun auf Schritt und Tritt auf der Insel von der Bewunderung der schönen Steine nicht mehr loskommt.

Die grossen Steinbrüche der Inseln haben nicht nur England reich beliefert, sie haben seit altersher ihre schönsten Schmuckstücke um sich herum in Kirchen, Häusern, hohen Gartenummauerungen, säumenden Wegumfassungen, Brunnen, Stiegen und Grabdenkmälern verschwendet und die ganze Insel damit geziert. Immer mehr Farben entdeckt man. Da glüht eine Mauer rostrot in allen Tönungen aber näher besehen ist sie punktiert von lilas-schwarzen und wieder aufgehellert von hellrosa Steinen. Am besten könnte man sie vielleicht in ihrer Buntheit und Stimmung einer Sammlung gepresster aber schon verblasster Tulpenblätter vergleichen. Ich möchte wetten, dass sich für jedes Tulpenblatt der entsprechende Stein fände.

Natürlich haben die Maler längst die bunten Kliffe entdeckt und wie Entdecker sie auch roh ausgebeutet. Die Hersteller der von den Fremden begehrten farbenschreienden Andenkenbilder und die Illustratoren kolorierter Inselbücher könnten sich mit Glück als Maler bengalisch angeleuchteter Tiefseeaquarien versuchen. Um dem Glimmernden und Körnigen des Farbglanzes dieses vornehmen Urgesteins mit dem Pinsel nahezukommen, dazu gehört noch mehr als ein frohes Temperament und eine bunte Palette.

Der Granit kennt kein Alter. Er bleibt frisch wie am ersten Tag. Verwundert liest man eine ehrwürdige Jahreszahl an einem Haus, das wie neugebaut dasteht. Der Granit rückt die Jahrhunderte und Jahrtausende zusammen. Die aufgefundenen Steinäxte des neolithischen Menschen sind noch gefährlich scharf, der riesige Deckstein auf dem Hünengrab schwebt mit seiner tausend Zentnerlast noch unverändert auf den spitzen Nasen der senkrechten Tragpfosten, die altgermanischen Zeichen in den Grabsteinen werden noch in Jahrhunderten nichts von ihrer klaren Meisselung verlieren und die alten Mostpressen aus Granit werden alle Apfeleltern überdauern. So ist der Stein ringsum im Land wie ein Zeuge mit einem unfehlbaren Gedächtnis unheimlich fast in seiner Klarheit und Unverrückbarkeit.

Der Granit umgibt Wege und Strassen der Inseln allenthalben schmückend

wie ein Mäanderband. An Buntheit wird er nur von den Blumen übertroffen. Fährt man aber im leuchtenden Abend mit dem Boot durch seine nackten Klippen, Felsnadeln, Bänke und glattgehobelten Schründe, an denen sich mit weissem Gischt die Wellen brechen, dann wird sein Farbspiel bezaubernd. Er ist ein wahres Geschmeide der Inseln.



Selten ist das Wetter um die Kanalinseln einmal ganz klar. Dann gleichen wohl die Inseln einer italienischen Landschaft. Die Konturen der Küste sind scharf, das Meer tiefblau und vom hohen Standpunkt wölbt sich der Horizont hügelartig in weitem Bogen ringsherum. Das ist aber nicht die prominente Art des Wetters. Es ist die seltene Ausnahme. Immer fast ist eine Feuchtigkeit in der Luft und das Wetter wechselt ständig und temperamentvoll. Wenn gerade noch der Himmel und das Meer die Inseln wie ein einziges graues Tuch umhüllten, brechen plötzlich goldene Pfeile durch. Die Sonne steckt sich in dem grauen, leeren Festsaal weit draussen über dem Meer ein paar Lichter an, die wie Messingblaker glänzen und zum Treffen nordisch hehrer Heldengötter einladen könnten. Da senken sich die grauen Schleier, ein feiner Sprühregen geht nieder, ein plötzlich aufkommender Wind steigert ihn zu einem tropischen Guss. Schon bricht die süsseste Himmelsbläue durch die graue Wolkenflucht. Eine jähe, aber desto vollere Sonne spiegelt sich in Millionen Tropfen auf den Blumenblättern, bis schliesslich bald darauf ein erlköniglicher Nebel über die grüne Trunkenheit des nassen Rasens zieht. Es duftet betäubend und die Erde liegt voller frischer Blüten. Jetzt klart der Himmel auf, die Inseln kämpfen sich frei. Die Nebelfetzen haben sich über dem Meer zu einer dichten, niedrigen, weissen Woldecke geschlossen, unter der die eingefangenen Schiffe unwillig tuten und ihr Ziel nicht mehr finden können. Man steht über silbernen Abgründen, an denen sturmgebäumte Stachelginstersträucher stehen. Die Nachbarinseln und das französische Festland stehen zum Greifen nah über dem Nebel. Da geht die Sonne unter und pustet sich noch einige Nebelfetzen aus dem grossen

Wollflausch hoch, um sie spielerisch oben mit den zartesten rosagoldenen Rokoko-tönungen zu bemalen. Es ist ein atmosphärisches Schauspiel und eine atmosphärische Landschaft. Darin beruht einer der grössten Reize der Inseln.



Vom rechtshistorischen Standpunkt sind die Verfassungen und Gesetze der selbständigen Inselstaaten Museumsstücke. Die parlamentarischen Verfassungen der Inseln Jersey und Guernsey rühmen sich ältester normannischer Tradition aus der Zeit Wilhelm des Eroberers. Auf der Insel Sark besteht noch die Einrichtung einer Seigneurie mit eigentümlichen Rechten den 400 Untertanen gegenüber. Die Gesetze sind seit dem Mittelalter stehen geblieben. Ein Ehescheidungsrecht gibt es überhaupt nicht. Man musste zur Scheidung nach England fahren. Bei gewissen Verkehrsdelikten waren bisher noch Bestimmungen eines Gesetzes von Johann ohne Land aus dem 13. Jhd. anwendbar. Die reichen Engländer konnten es sich leisten, dieses Staatsidyll zu erhalten. Bisher hat noch kein Eroberer in diese geheiligten Rechte eingegriffen, die oft bis zu Unsinn und Plage fortgeschleppt worden waren.

Heute reissen die Beratungen zwischen der Militärverwaltung und den beiden Inselstaaten vertreten durch den Bailiff als Ministerpräsidenten und die Juraten als Landwirtschaft-, Finanz-, Arbeitsminister usw. sowie mit dem Generalstaatsanwalt und wie die Herren hochmögend alle heissen, nicht mehr ab. Es beschäftigt uns der Staatshaushalt, der Notendruck, die schwierige Nachschubfrage, die Devisenlage, das Ernährungsproblem, die Energiewirtschaft, kurz alles, was einen modernen Staat zumal in bedrängten Kriegszeiten nur angehen kann. Man kann gleichsam an mehreren übersichtlichen kleinen Modellen die ganzen Probleme eines Staatswesens samt richtigem Menscheneinsatz probieren und erproben. Der Verwaltungsjurist hat hier einen idealen Versuchsboden vor sich, in den er seine dürren Paragraphen frisch hineinverpflanzen und die vielseitigen Früchte aufgehen sehen kann. Er gibt sich nicht nur seine Gesetze, sondern er muss auch ihre Ausführung überwachen. Dass sich dabei Raritäten ergeben, bleibt nicht aus. Als ich mit dem englischen Land-

wirtschaftsminister parallel der Regelung in Frankreich ein Gesetz über die Erfassung des landwirtschaftlichen, jüdischen Vermögens beriet, war das Resultat schliesslich eine magere alte Kuh. Zufällig kam ich vorbei, als diese Kuh versteigert wurde. Ich konnte mein Lachen nicht unterdrücken über das gute Funktionieren der Gesetzgebungsmaschine im Operettenstaat.



Die Kanalinseln mit ihrem begrenzten Raum waren immer schon auf Nebenverdienst angewiesen. Im Mittelalter verkaufte man gewinnbringend Fische an das religiöse Frankreich, das seine Fastenzeiten noch streng einhielt. Im 15. und 16. Jahrhundert strickte alles auf den Inseln Wollsachen für das Festland. Noch heute sind die Jersey's, ein gestricktes Wollhemd, bekannt, obwohl sie längst nicht mehr hier hergestellt werden.

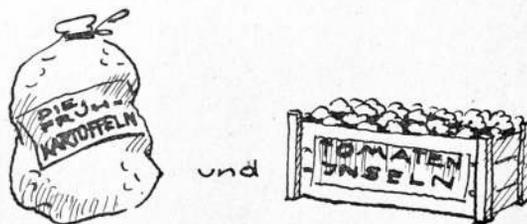
Als in den vielerlei Kriegsläufen des 18. Jahrhunderts den Inseln das Recht der Freibeuterei von England staatlich zuerkannt wurde, blühte der Schiffbau rasch auf und die Piratenschiffe der Inseln brachten grosse Reichtümer nach Hause. Seeräuber sein galt damals nicht als etwas Verwerfliches. Man legte sein erbeutetes Geld solide und dem vorübergehenden Charakter der Einnahmen entsprechend vorsichtig an, indem man das alte Normannenhaus ohne Veränderung seines Grundrisses und Stiles mit Granitsteinen aufstockte, dass es ein behäbiges bürgerliches Aussehen bekam. Als ein unbequemer Pfarrer von der Kanzel gegen das wild ausartende Piratentum wettete, wurde er schnell vom Governor hinter Schloss und Riegel gesetzt. Man wollte in den schönen neuen Häusern mit den fünf Fenstern über der Eingangstür und den starken Kaminen je am Ende des Daches, die wie die Griffe eines Waschscaffes darüber hinausschauen, nicht vom schlechten Gewissen geplagt sein. Ein neuer englischer Geschichtsschreiber meint heute noch, dass die Seeräuber der Inseln saubere und anständige Sportsleute gewesen seien.

Als es nach den napoleonischen Kriegen mit der Seeräuberei zu Ende ging, verlegte man sich auf das einträgliche Geschäft des Schmuggelns. Man riskierte nicht mehr sein Leben, sondern nur sein Geld. Die Sache war nicht mehr so sauber.

Es musste daher bei den hohen Gewinnen nach aussen hin etwas geschehen und ein unschuldsfrommes Gesicht bewahrt werden. Eine Menge kleiner Kirchen wurde gestiftet, die Wohnhäuser erhielten eine strenge, glatte Front. Jede Verzierung, jeder Sims und jeder Ladenschmuck wurde in dem aufkommenden puritanischen Geist ängstlich vermieden und sogar der bunte einheimische Granit unter einem sackgrauen Verputz versteckt. Zum ersten Mal kommt eine echt englische Haltung von Kälte, Nüchternheit und Bigotterie in der Bauweise zum Ausdruck. Zusammen mit dem importierten Tudorstill einiger öffentlicher Bauten und Schulen beherrscht jener victorianische Stil heute noch im wesentlichen das Stadtbild von St.Peter-Port und St.Helier.

Auch die schöne Schmugglerzeit ging zu Ende, seit englische Zollgesetze das Geschäft verdorben hatten. Aber es kam etwas Neues dafür, das Zeitalter des Fremdenverkehrs begann. Aus den früheren Piraten wurden erfolgreiche Hoteliers, Andenkenverkäufer und Fremdenführer. Man brauchte nicht mehr den Reichtümern nachjagen. Es genügte, ein paar Reklameschriften auszusenden, und schon konnte das Geld an Ort und Stelle den Fremden abgenommen werden. Es entstanden unzählige Fremdenhotels in allen Stilarten. Pensionisten und reiche Leute fanden bald heraus, dass die Inseln ein Blumen- und Steuerparadies waren. In Jersey sassen vor dem Krieg allein 105 Pfundmillionäre. Sie kauften sich an den schönsten Aussichtsplätzen Grund, legten darauf herrliche Gärten an und stellten sich grossfenstrige, moderne Häuser in einem kolonialen Bungalowstil hinein. Die einsamsten Buchten füllten sich mit Badehütten, die wie Bienenkörbe darin herumstehen. Golfplätze, Uferpromenaden und Kuranlagen sowie ein aussergewöhnlich engmaschiges gutausgebautes Autostrassennetz vollendeten das heutige moderne Gesicht.

Aber dazu kommt noch etwas, was vor allem den ursprünglichen, ländlichen Zauber der Insel Guernsey wesentlich zerstört hat :



Begünstigt durch das milde ozeanische Klima und die lange Sonnenscheindauer kam auf den Kanalinseln neben der bisherigen Weidewirtschaft immer mehr der Glashausbau auf. Die Tatsache, dass in London im Frühjahr für einen 9 Pfundkorb mit Tomaten 20,— Mark bezahlt wurden, muss zu seiner Zeit auf den Kanalinseln geradezu faszinierend gewirkt haben. In Guernsey wurden innerhalb kurzer Zeit

9000 Glashäuser gebaut. Noch in das engste Tal hat der Farmer sein Glashaus hineingezwängt. Trotz der hohen Kosten für ein ca 1000 qm grosses Glashaus samt Grund von etwa 25 000 Mark rentierte sich die Anlage bis zu 9 0/0. In Guernsey wurden vor dem Krieg bereits 32 000 to Tomaten jährlich exportiert. Beachtenswert ist auf der anderen Seite die gewaltige Steigerung der Kohleneinfuhr, die zur gleichen Zeit jährlich auf 250 000 to in Guernsey für eine Bevölkerung von etwa 44 000 Einwohner gestiegen ist. Durch diesen industriemässigen Ausbau des Glashausbetriebes, die Umwandlung von Kohle in Tomaten, wurde nicht nur der unberührte ländliche Zauber der Insel zerstört, sondern auch der bodenansässige Farmer zum Geschäftsmann mit Lohnbüro, Geschäftswagen und einem dicken Bankkonto gemacht.

In Jersey hat man auf den Glashausbau dank seiner windabgeneigten Lage verzichtet und dafür Tomaten und Frühkartoffeln im Freien gezogen. Was man die Erzeugnisse später auf den Markt brachte, wurde durch die angelieferte grössere Menge gewinnmässig ausgeglichen. In klimatisch günstigen Jahren gelangen nicht weniger als drei Kartoffelernten auf dem gleichen Acker, der durch reichliche Düngung mit Meertang vor Nachlassen und Ermüdung geschützt wurde.

Die Kartoffeln- und Tomatenzeilen kennzeichnen neben den Weiden auf den Inseln das ländliche Bild, Kartoffeln- und Tomatenkisten rollten auf allen Wegen fast das ganze Jahr durch zum Hafen und wurden in die Schiffe verladen. Die Frühkartoffeln und Tomatenpreise am Londoner Markt gaben das Tagesgespräch für alle Farmer, deren Gewinn von diesen Zahlen wie von Börsenkursen abhing. Nicht mit Unrecht hat man daher die Kanalinseln mit dem Beinamen „die Frühkartoffeln- und Tomateninseln“ bedacht.



Jede Insel ist stolz auf ihre Eigenart und jeder Inselbewohner findet seine Insel am schönsten. Er möchte dies auch gern vom andern bestätigt hören. Auf die häufige Frage z.B. an den, der von Jersey kommt, ob man Guernsey schön fände, genügt es nicht zu antworten, entzückend, wunderschön. Man muss sagen, es ist schöner als Jersey.

Eifersüchtige Schwestern können sich für den Aussenstehenden noch so ähnlich sehen, sie hören aber nicht gern, dass sie sich kaum unterscheiden. So hält Guernsey viel auf den Vorzug der steilen, engen Lage seiner Hauptstadt, auf seine grössere Anzahl an Eukalyptusbäumen und Fingerpalmen, seinen Blick auf die vorgelagerte

Inselwelt usw., während Jersey die weite, liebliche Bucht von St. Helier, seine unberührte Ländlichkeit und die Schönheit seiner malerischen Täler rühmt.

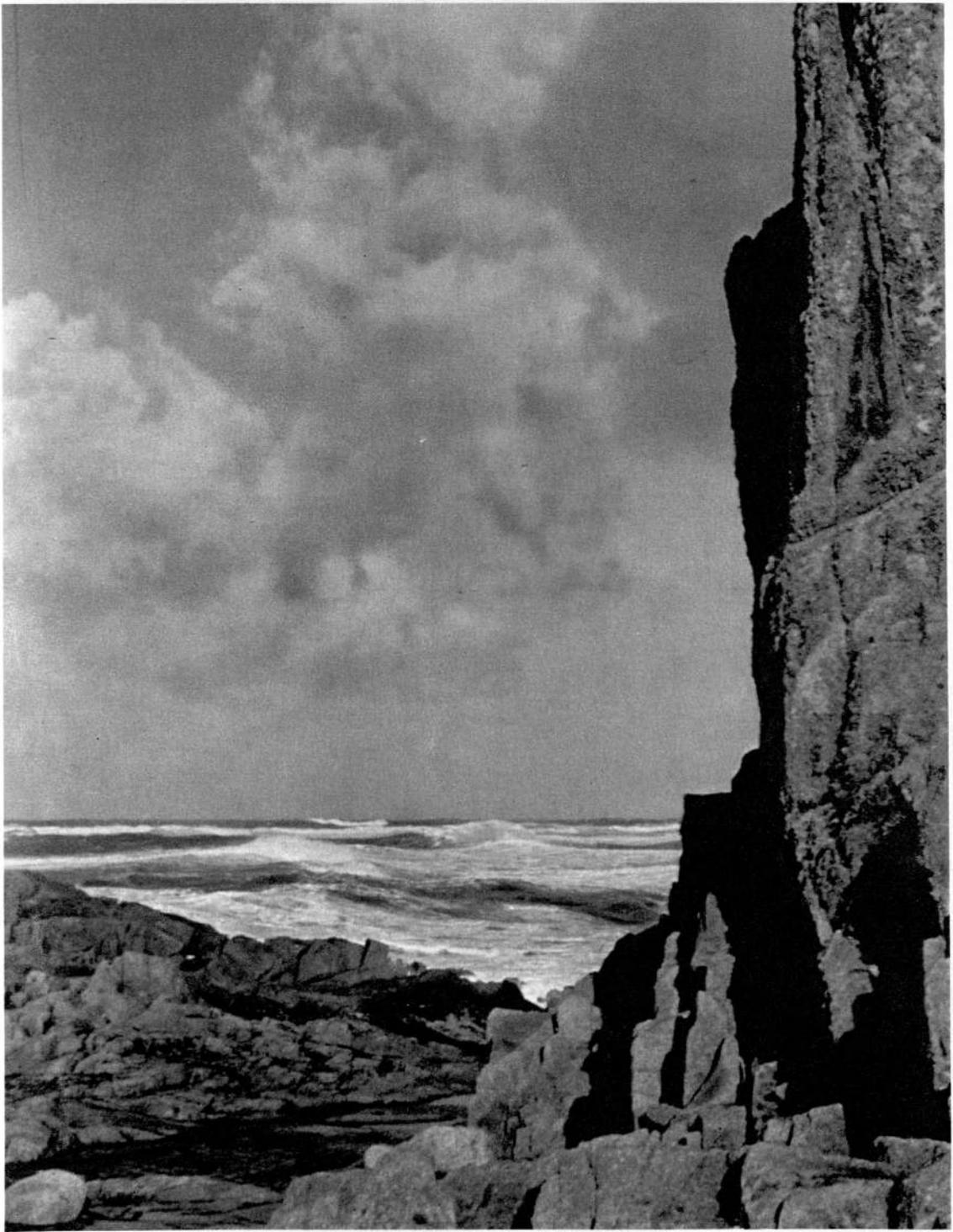
Der Mann von Alderney dagegen behauptet, dass das Meer in seiner Wildheit nur bei ihm grossartig zur Geltung käme, während wieder der Sarkbewohner die malerische Stille seiner Buchten preist. Das Gesprächsthema ist unerschöpflich und hat nie aufgehört in Vergangenheit und Gegenwart. Oft genug hat es robustere Formen angenommen, ob nun zur Seeräuberzeit die Jerseyer oder Guernseyer sich gegenseitig weinbeladene Schiffe wegschnappten, oder sie sich heute die grösseren Vorräte vorenthalten, es ist immer das Gleiche geblieben.

Manchmal sind sie freilich dabei hereingefallen. Als im Jahr 1852 Victor Hugo als Gegner Napoleon III. Frankreich verlassen musste und mit Frau, Kindern und einer Geliebten nach Jersey zog, entsetzte sich ganz Jersey über diesen unmöglichen, liberalen Franzosen, der ganz offen mit zwei Frauen zusammenlebte. Man brachte es schliesslich fertig, ihn hinauszuekeln und zum Umzug nach Guernsey zu veranlassen. Neben tugendhafter Entrüstung war ein gut Teil Schadenfreude dabei. Mochten die Guernseyer sich ihre Sitten verderben lassen. Weil Victor Hugo aber von Jersey kam, unterdrückten die Guernseyer ihre sittlichen Empfindungen und nahmen ihn als grossen Dichter auf. Etwas vom Strahlenkranz seines Ruhmes fiel auf die Insel. Victor Hugo hat dort mehrere seiner Hauptwerke geschrieben, darunter das berühmte Buch „Les travailleurs de la mer“. In diesem Buch vergleicht Victor Hugo die Inseln mit einem von Frankreich herabgefallenen, von England aufgehobenen Blütenzweig.

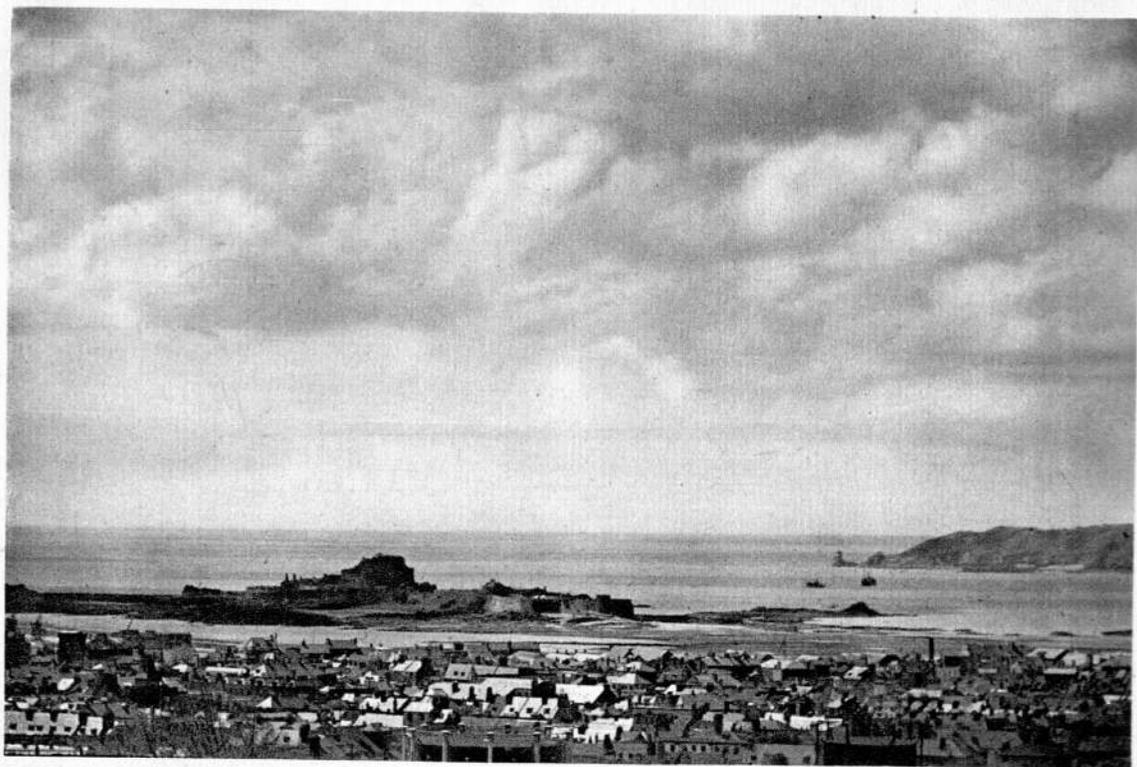
Als Victor Hugo im Jahre 1870 nach Frankreich zurückkehren konnte und auf dem Rückweg Jersey anlief, versuchte Jersey durch ein grossartiges Bankett die peinliche Geschichte aus der Welt zu schaffen und den Guernseyern sein Verständnis für den grossen Dichter zu beweisen. Es wird aber jedermann zugeben und es steht auch in Stein geschrieben und ein Victor-Hugo-Museum in Guernsey verkündet es laut, dass Guernsey diesmal in der Oberhand war.

Bei aller Rivalität der Inseln gibt es dennoch einen gemeinsamen Stolz. Die Bewohner der Kanalinseln bezeichnen ihre Inseln als den ältesten Teil des britischen Reiches, denn sie halfen einst dem Normannenherzog Wilhelm dem Eroberer im Jahre 1066 bei der Eroberung von England. Als dann später die anderen Teile der Normandie an Frankreich verloren gingen, blieben sie ihrem Normannenherzog treu, der nun englischer König war. Sie wurden dafür mit vielen Sonderrechten beliehen und sind heute als selbstständige Staaten durch Personalunion mit England verbunden.

Dieser geschwisterliche Stolz der Inseln auf ihre Selbstständigkeit gegenüber dem jüngeren England drückt sich in einer hier gern erzählten Anekdote aus, wonach zwei Inselbewohner sich in Australien getroffen hätten. Als der eine erzählte, er fahre nach England, habe der andere wie in plötzlicher Erleuchtung erwidert: „Ah, das ist die nette Insel nahe bei Jersey und Guernsey.“



Der Granit hat dem Meer getrotzt und die Inseln erhalten.



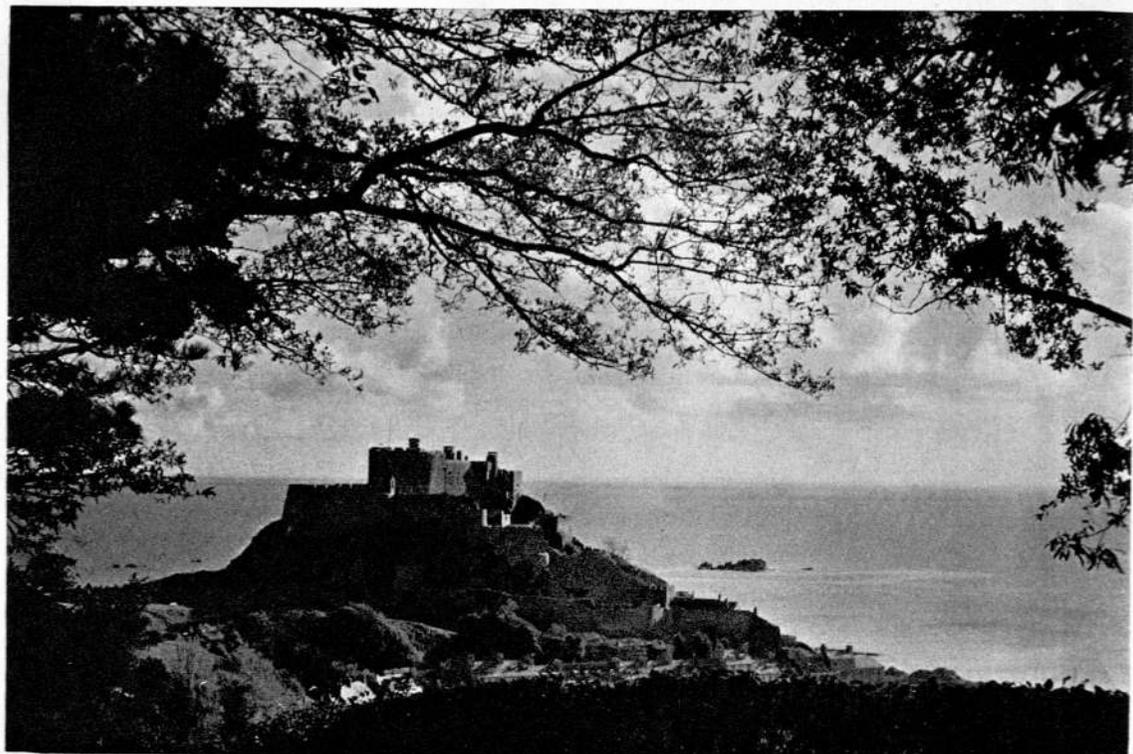
St. Helier, die Hauptstadt Jerseys, an der Aubinsbay
gelegen mit vorgelagertem Elisabethcastle.



Der „Bobby“
als Verkehrsschutzmann in der Kingsstreet.



St. Peter Port,
die Hauptstadt Guernseys vom Fischerhafen aus.



Mont Orgueil Castle Jersey,
im Mittelalter Sitz des Vertreters der englischen Krone.

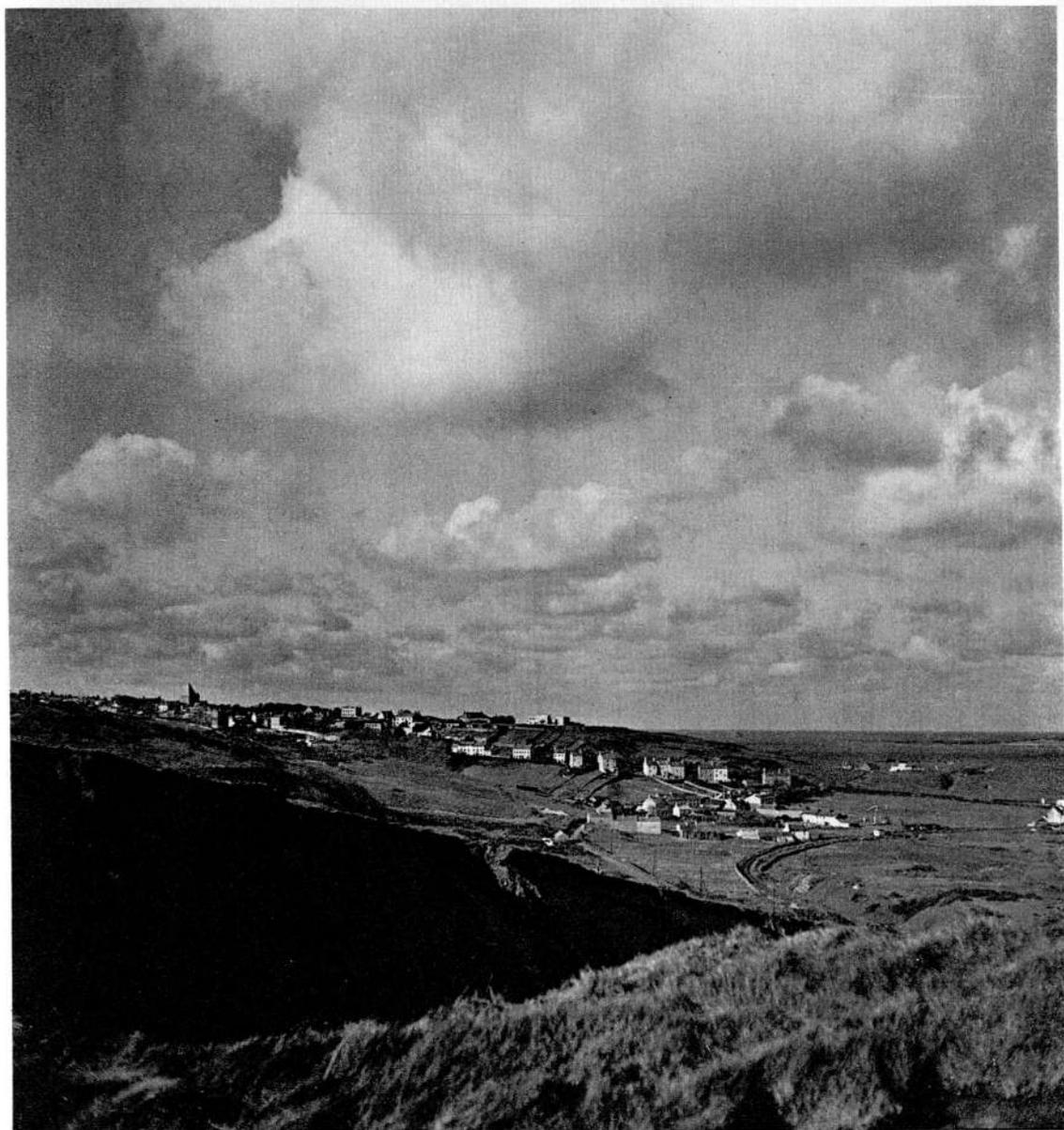
Bild rechts : Blick vom Cambridge-Park
auf das den Hafen beherrschende Castle Cornet.





Gegensätze :
Blick auf die Aubinsbay, Jersey.

Während an den windgeschützten Ufern in Jersey und Guernsey Hortensien in schäumender Blütenpracht zwischen dunklen Zedern und Schwarzkiefern wild wachsen, hält sich in Alderney kaum ein Strauch vor dem Sturm.



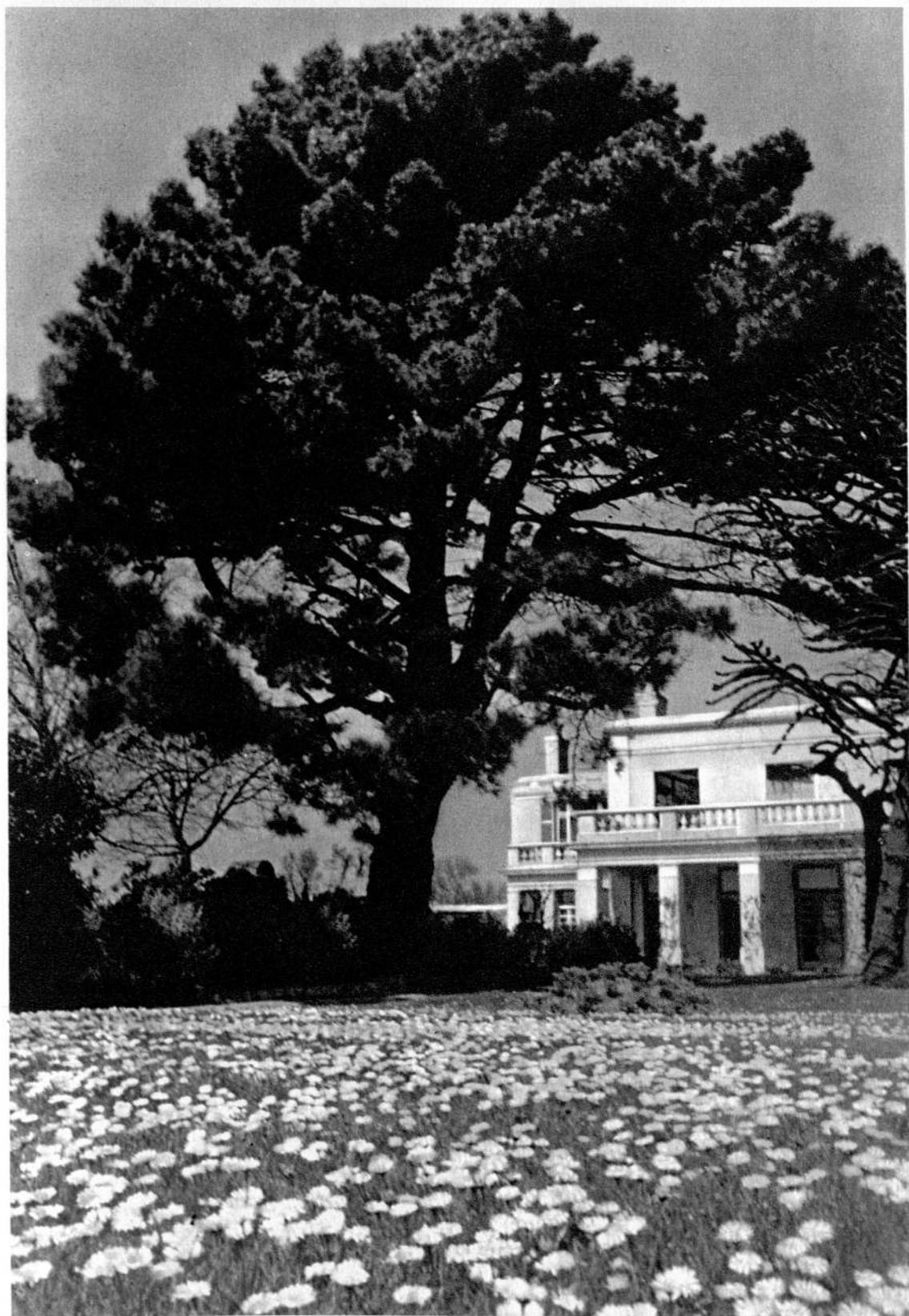
St. Anne Port, Alderney,
im Vordergrund ein Granitsteinbruch.

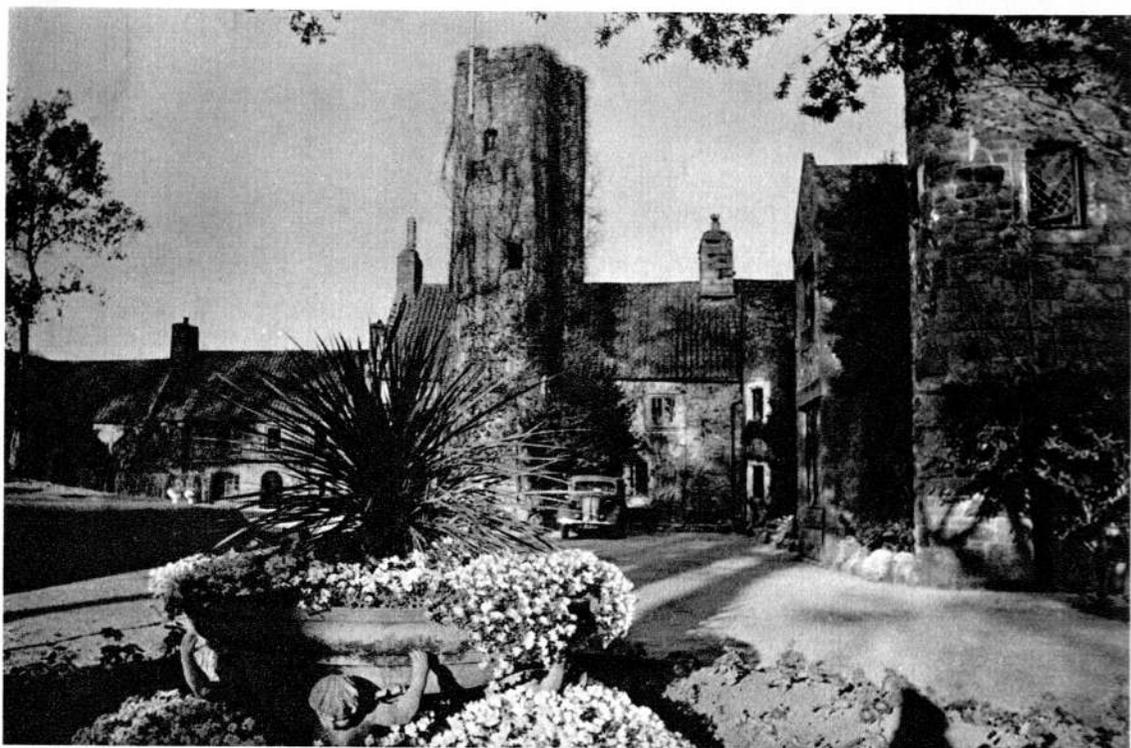


Schöne Besitzungen :

Oben : Der Blick durch eine glyzinienbewachsene Terrasse auf St. Helier und die Aubinsbucht.

Bild rechts : Gänseblumen im englischen Rasen.

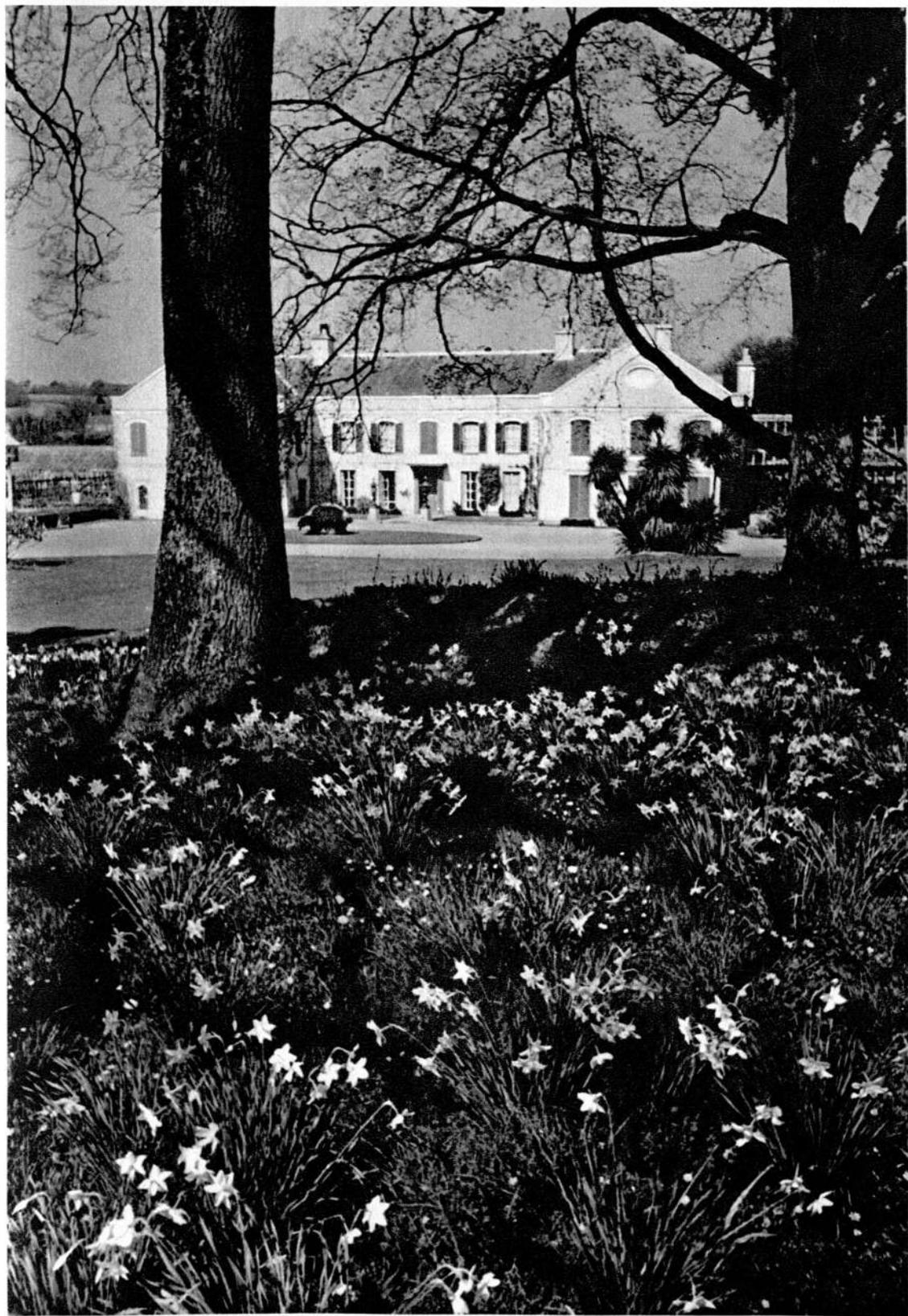




Alte feudale Sitze :

Oben : Longueville Manor.

Rechts : Samares Manor.





Altes normannisches Bauernhaus.

Bild rechts : Glyzinienumrankte Kapelle aus dem 9. Jhdt.
beim Rozelmanor Jersey.

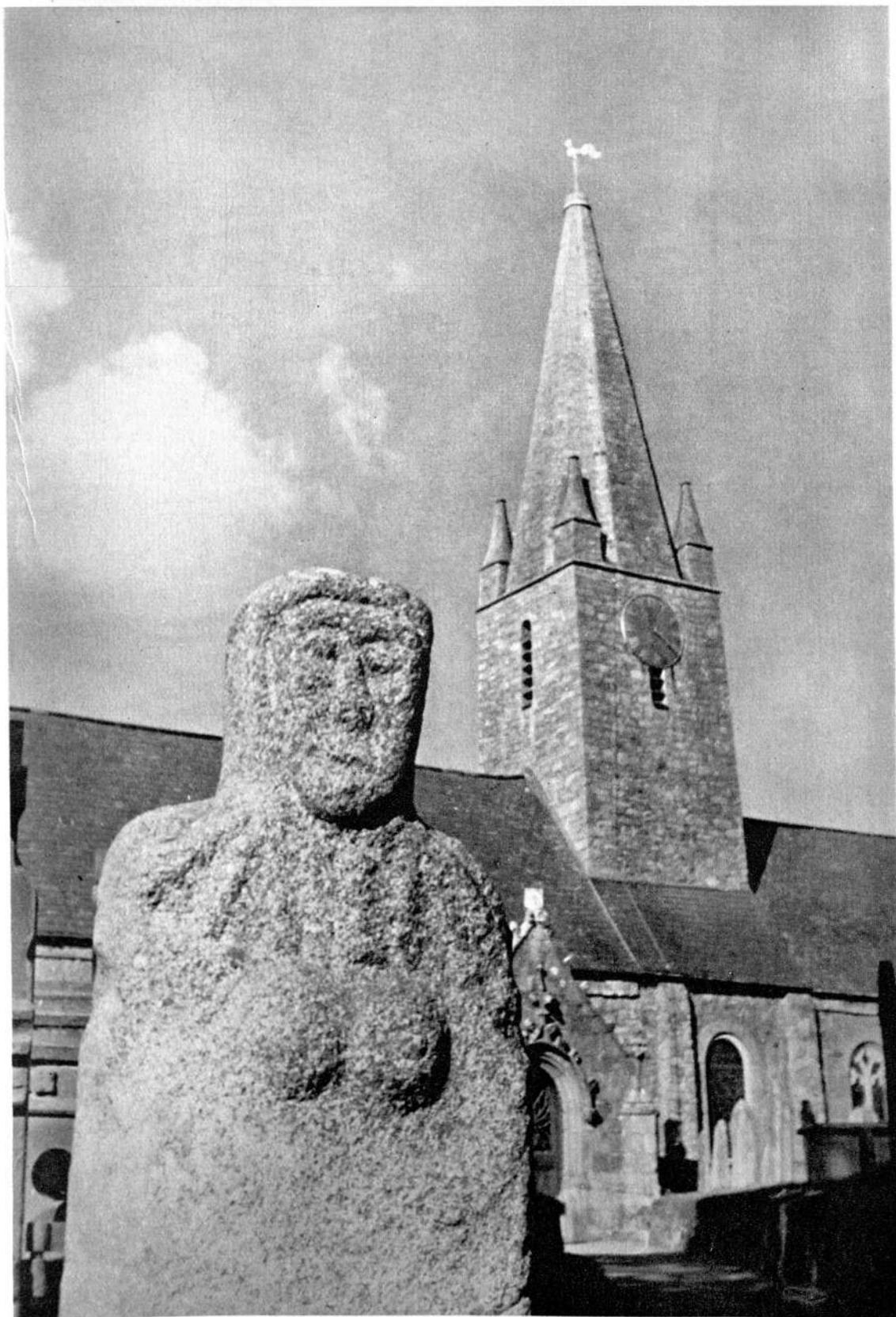




M.

L'Aneresse Guernsey
Heidelandschaft und Spielplatz aller Winde.

Bild rechts: Ein Menhir, ein sagenhafter Fruchtbarkeitsstein
auf dem Friedhof der St. Martinskirche in Guernsey.





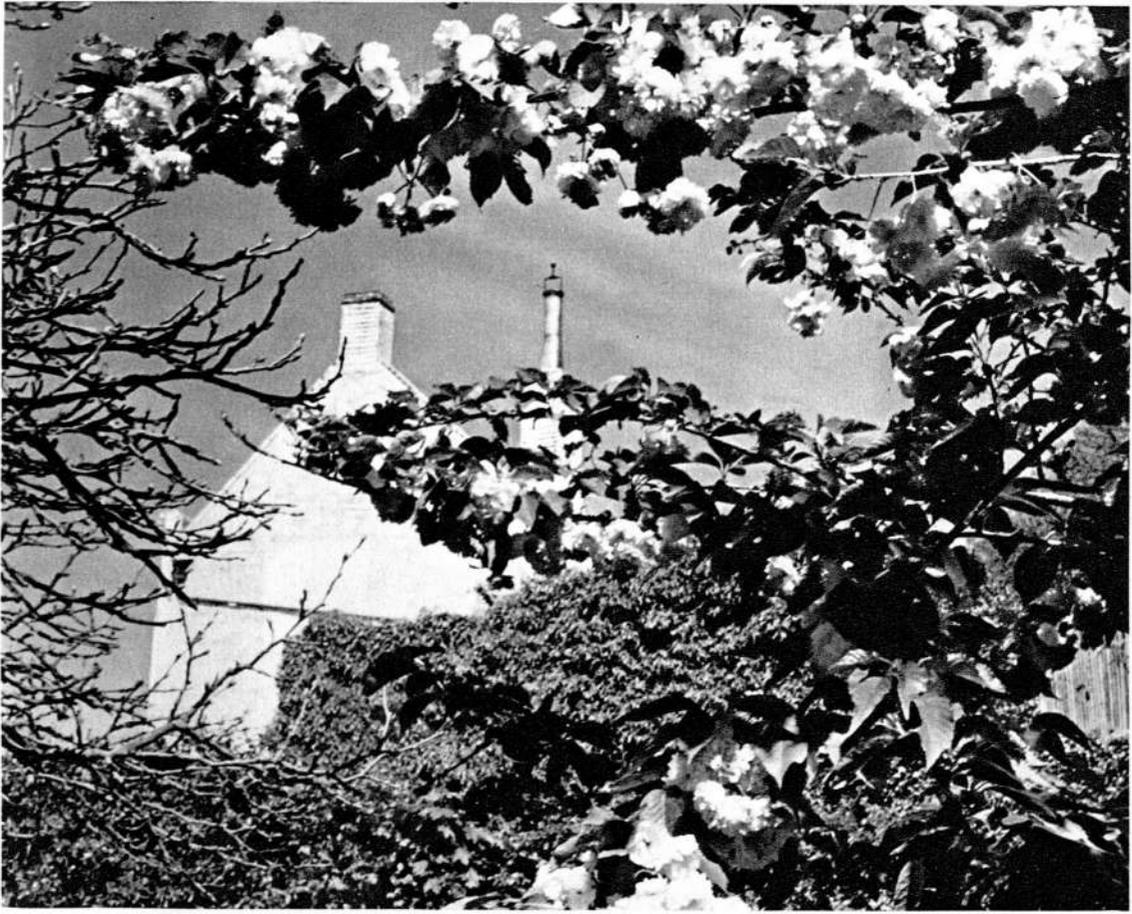
Subtropische Vegetation in den windgeschützten Gärten.

Bild rechts : Nord und Süd trifft sich in der Pflanzenwelt.





Im Freien wachsende Feigen.

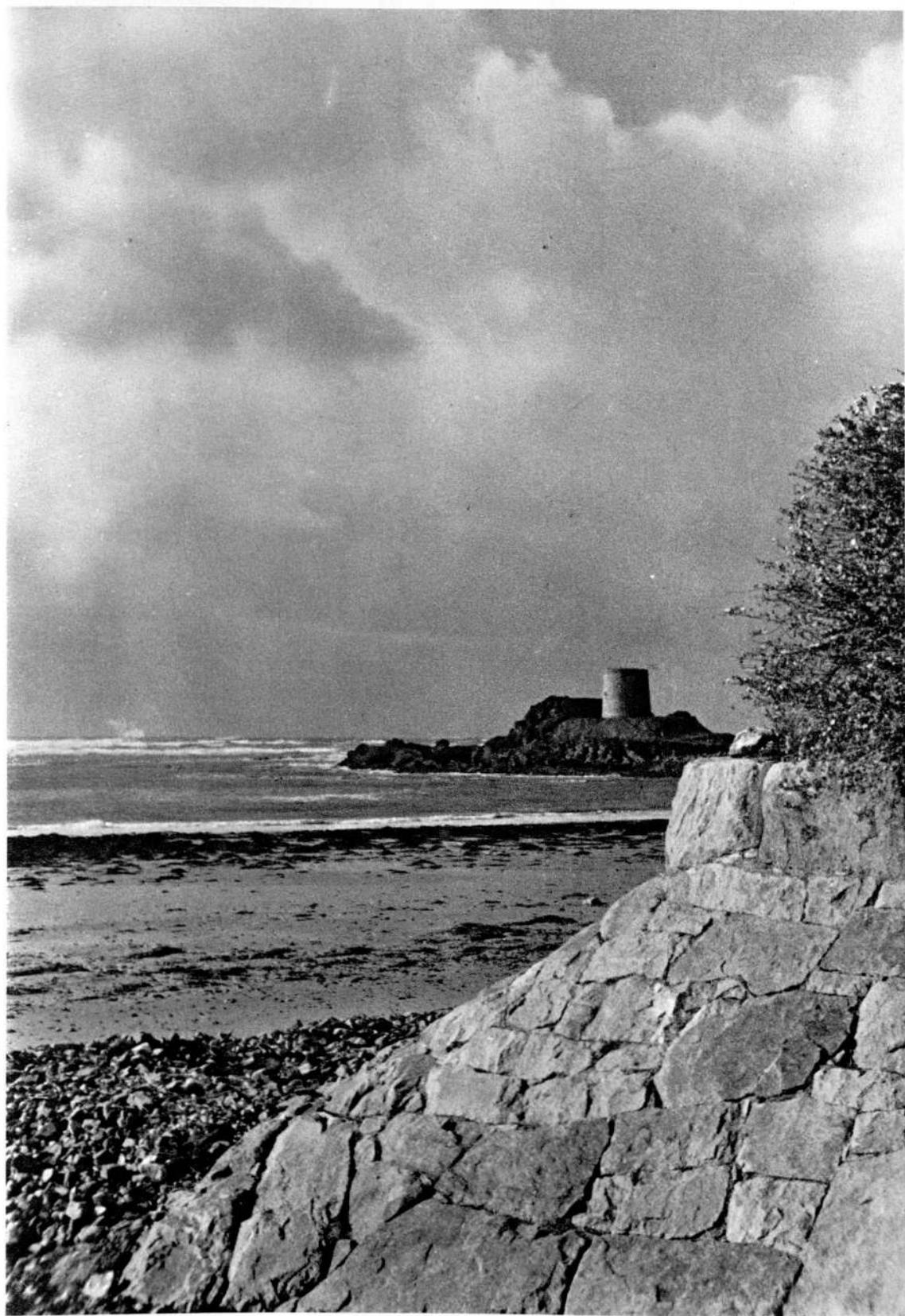


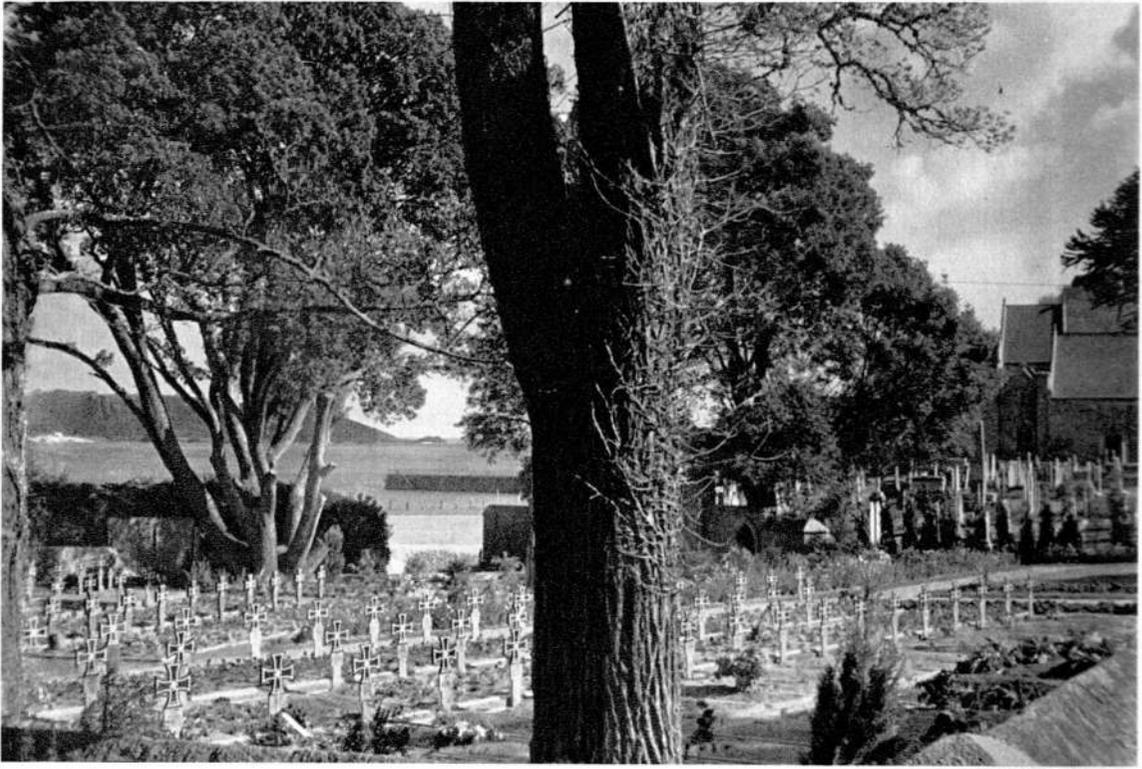
Japanische Kirschblüten vor dem typisch normannischen
fensterlosen Hausgiebel.



Der Hafen in Gorey mit dem Mont Orgueil Castle.

Bild rechts : Ein Slip, eine Ausfahrt zum Meer
mit Etaquerel-Tower im Hintergrund.





Der Soldatenfriedhof der Insel Jersey.



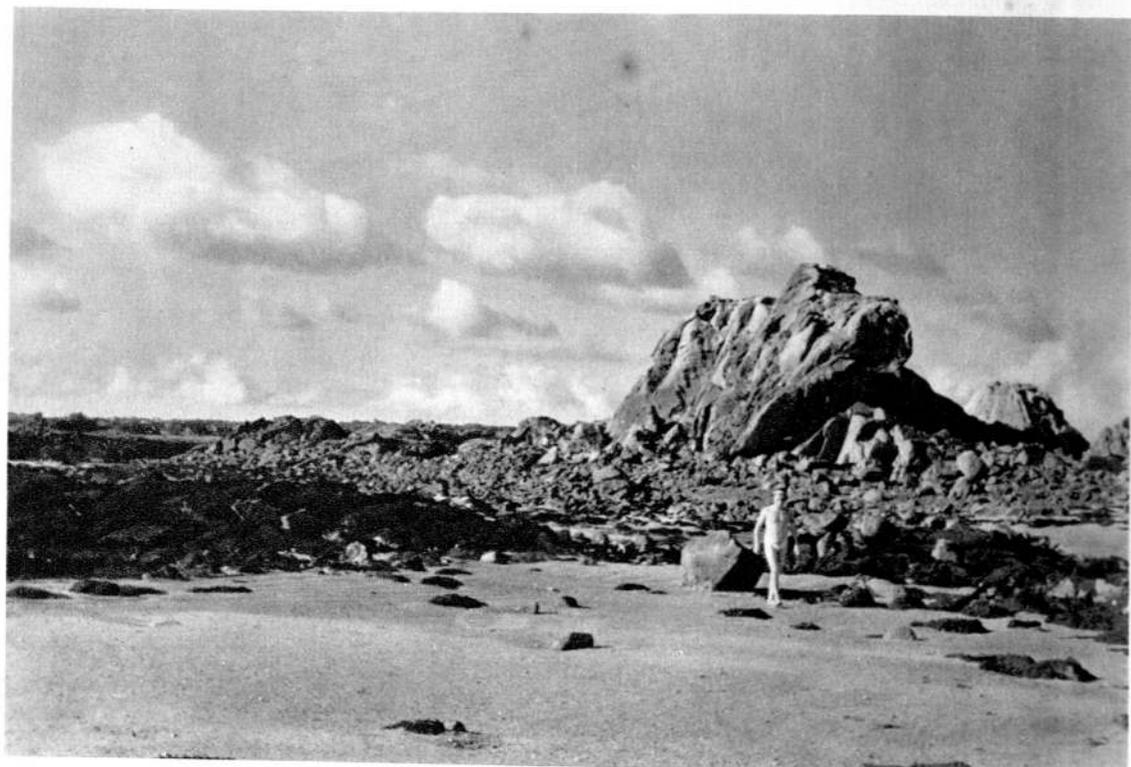
Blick vom Garten des Soldatenheims in St. Peter Port in Guernsey.



Die Breladesbay, Jersey.

Bild rechts : Blühende Kalla im alten Park des Rozel Manor.

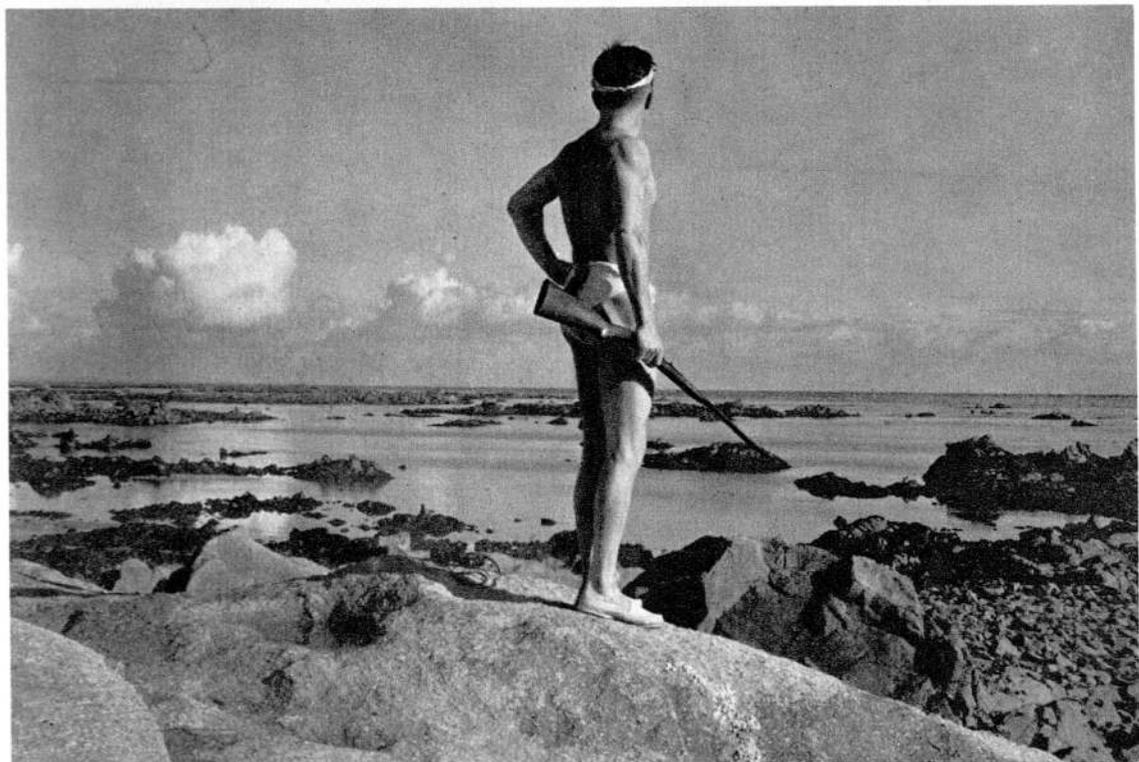


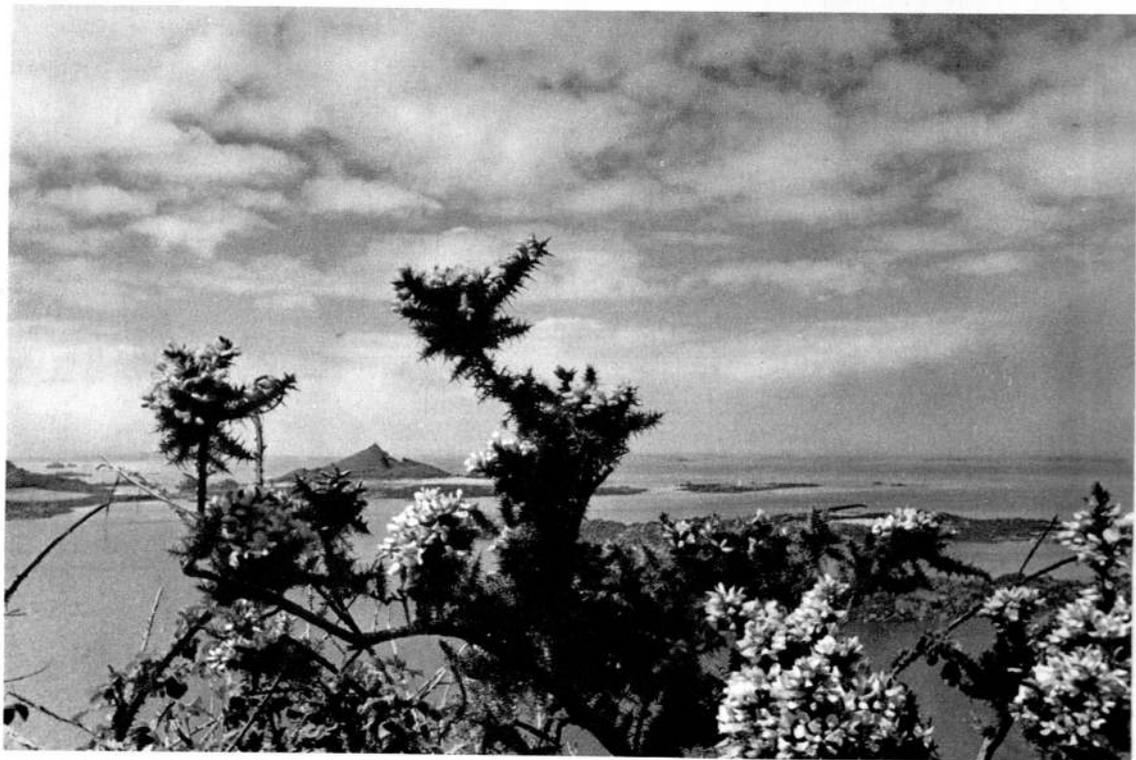


Wanderung auf dem Meeresgrund.

Bild rechts oben : Die Flut kommt herein und treibt die Seevögel näher an Land.

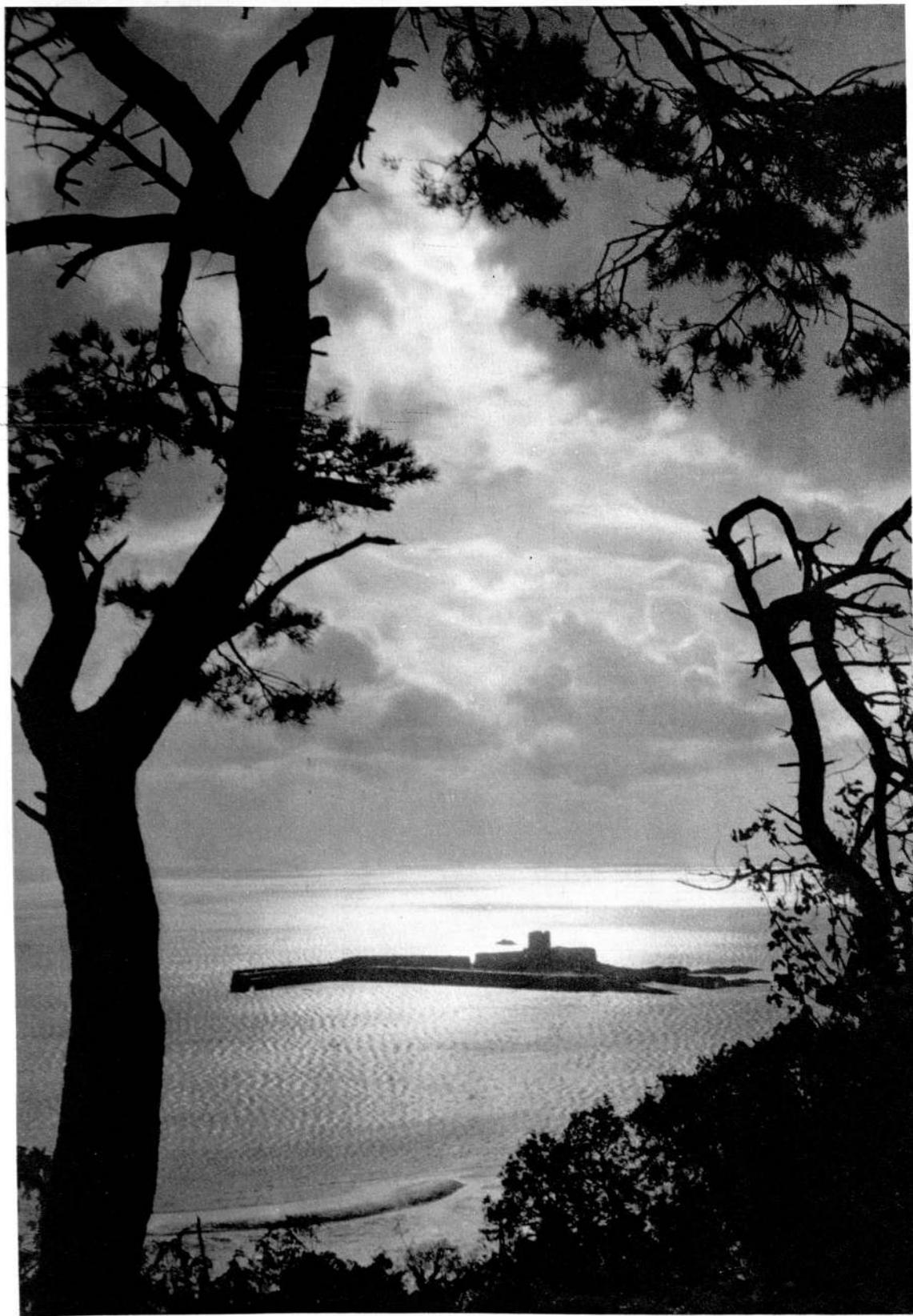
Bild rechts unten : Fischerjunge mit seiner Ausbeute.

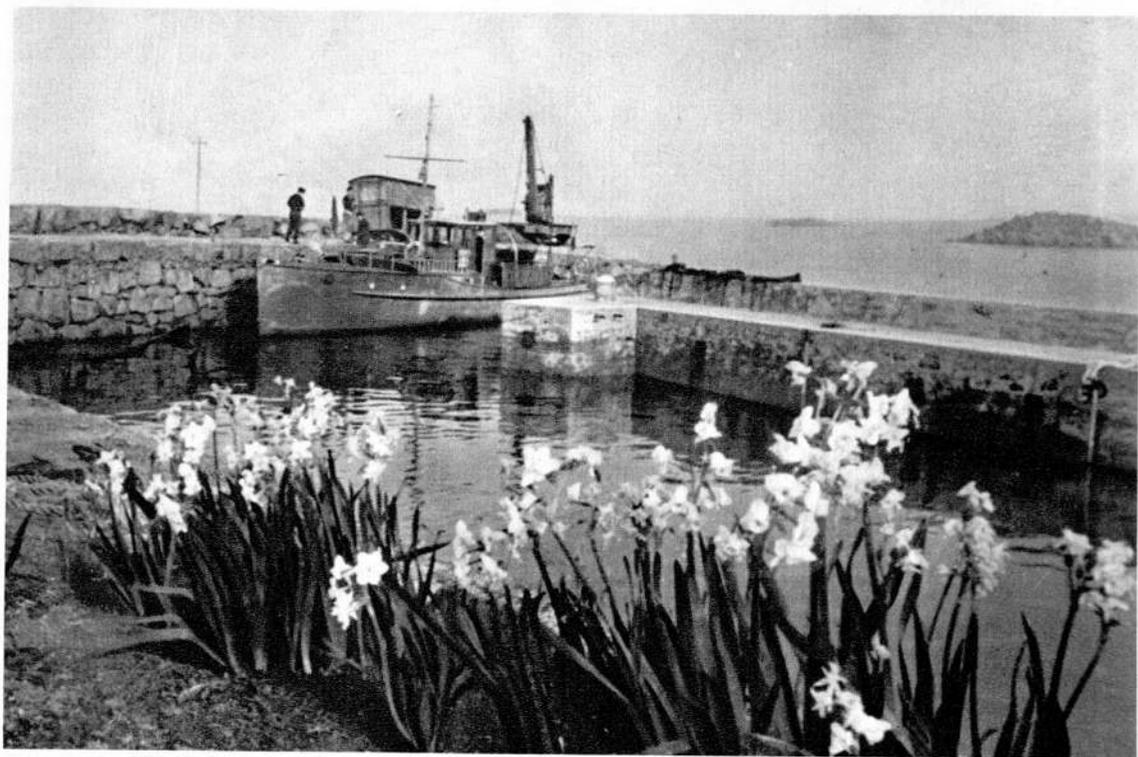




Stechginster auf Herm.

Bild rechts : Das Aubinsfort, Jersey.





Der Hafen der Insel Herm.
Die Blumen verfolgen einen bis in den Hafen hinein.

Bild rechts : Staatsbesuch bei der Dame de Sark.





Grouvillebay, Jersey.

Das Meer schwemmt losgerissenen Seetang an, der wertvoller als Stallmist zum Düngen verwendet wird. Die Fruchtbarkeit der Inseln geht grossenteils auf dieses Vraic zurück.

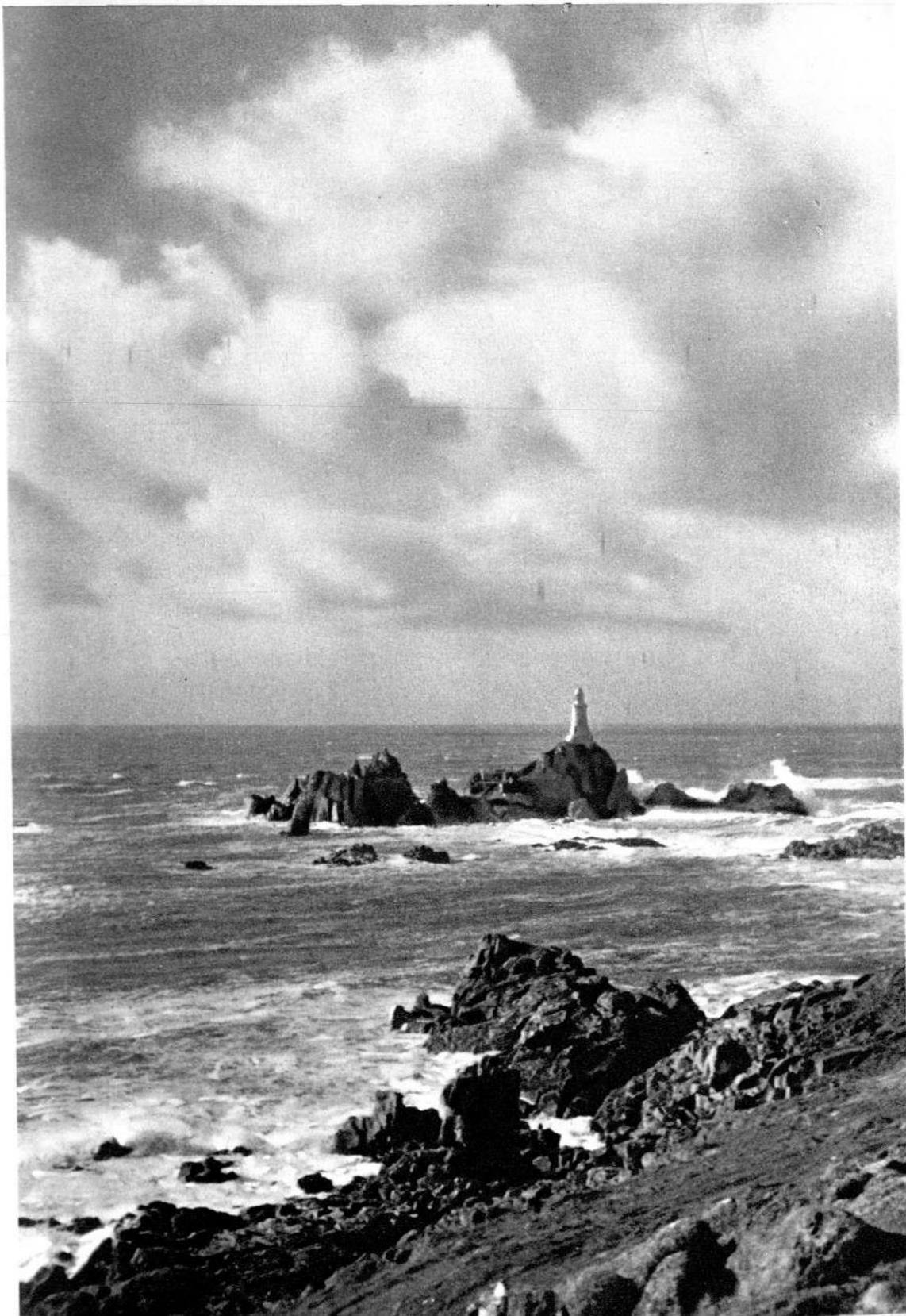
Bild rechts : Die Kühe tragen gegen Wind und Wetter Decken und weiden das ganze Jahr hindurch angepflockt im Kreise auf den immergrünen Wiesen.





Vogelreicher Norden der Insel Jersey.
Die Inseln sind Durchgangs und Winterstation für viele Vögel.
Man hat 190 Arten von Vögeln auf den Inseln festgestellt.

Bild rechts : Cap Corbière.





Jede Besetzung ist stolz auf einen besonders schönen Garten.



Die typische moderne englische Villa aussen und innen.





Blick von der Breladesbay auf das Meer.

Bild rechts : Ein Martello-Tower, wie sie an allen markanten Punkten auf den beiden Hauptinseln zum Schutz gegen Napoleon gebaut worden sind.





Porteletbay, Jersey.



12.

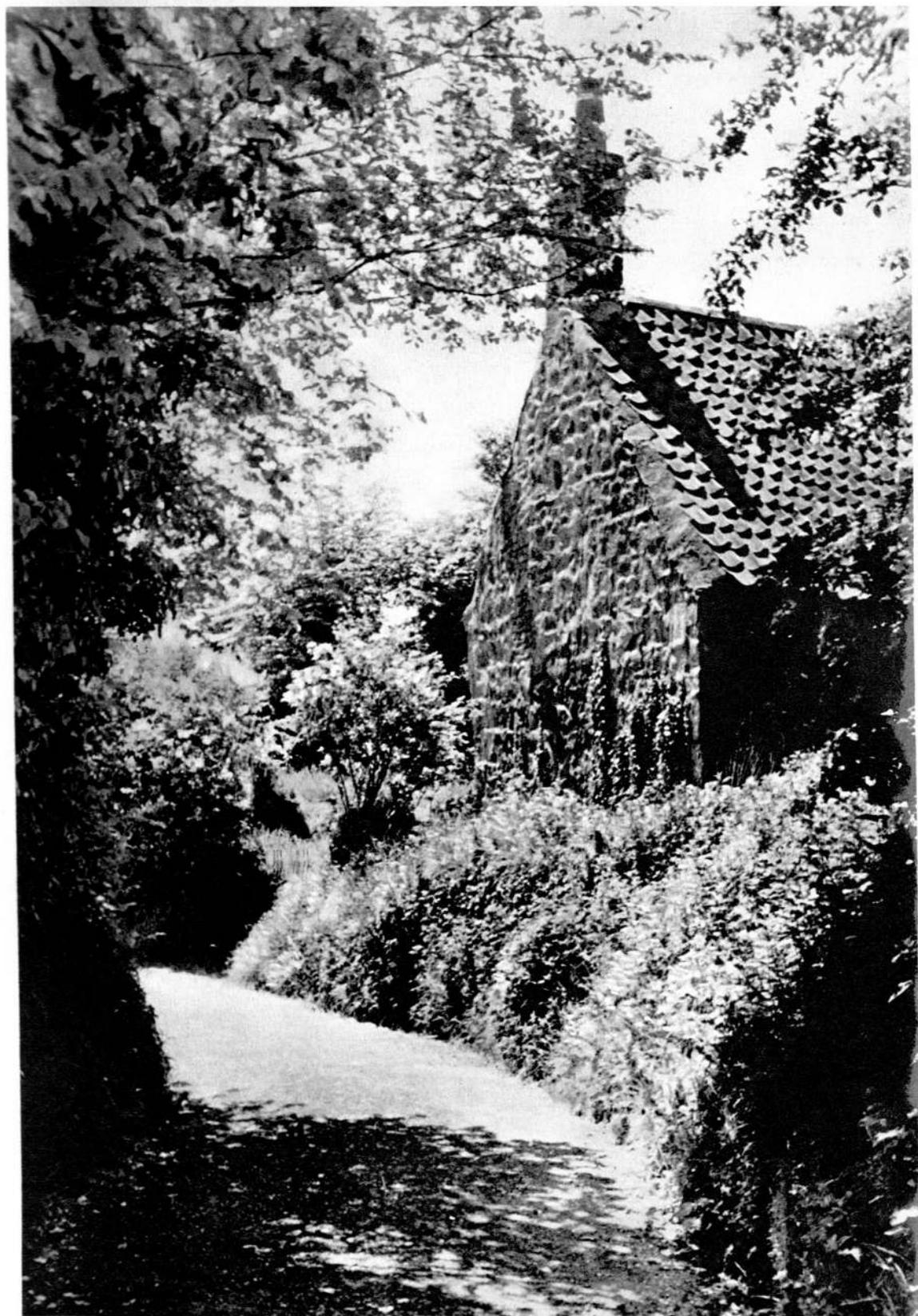
Die romantische Felsenküste von Alderney.



V. S.

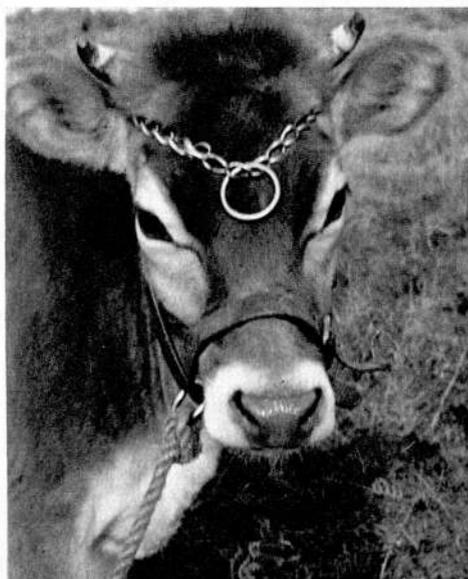
Sturm an der Westküste.

Bild rechts : Die windgeschützten, dichtumwachsenen Wege auf den Inseln, deren heimelige Enge die Wildheit des weiten Meeres vergessen lässt.





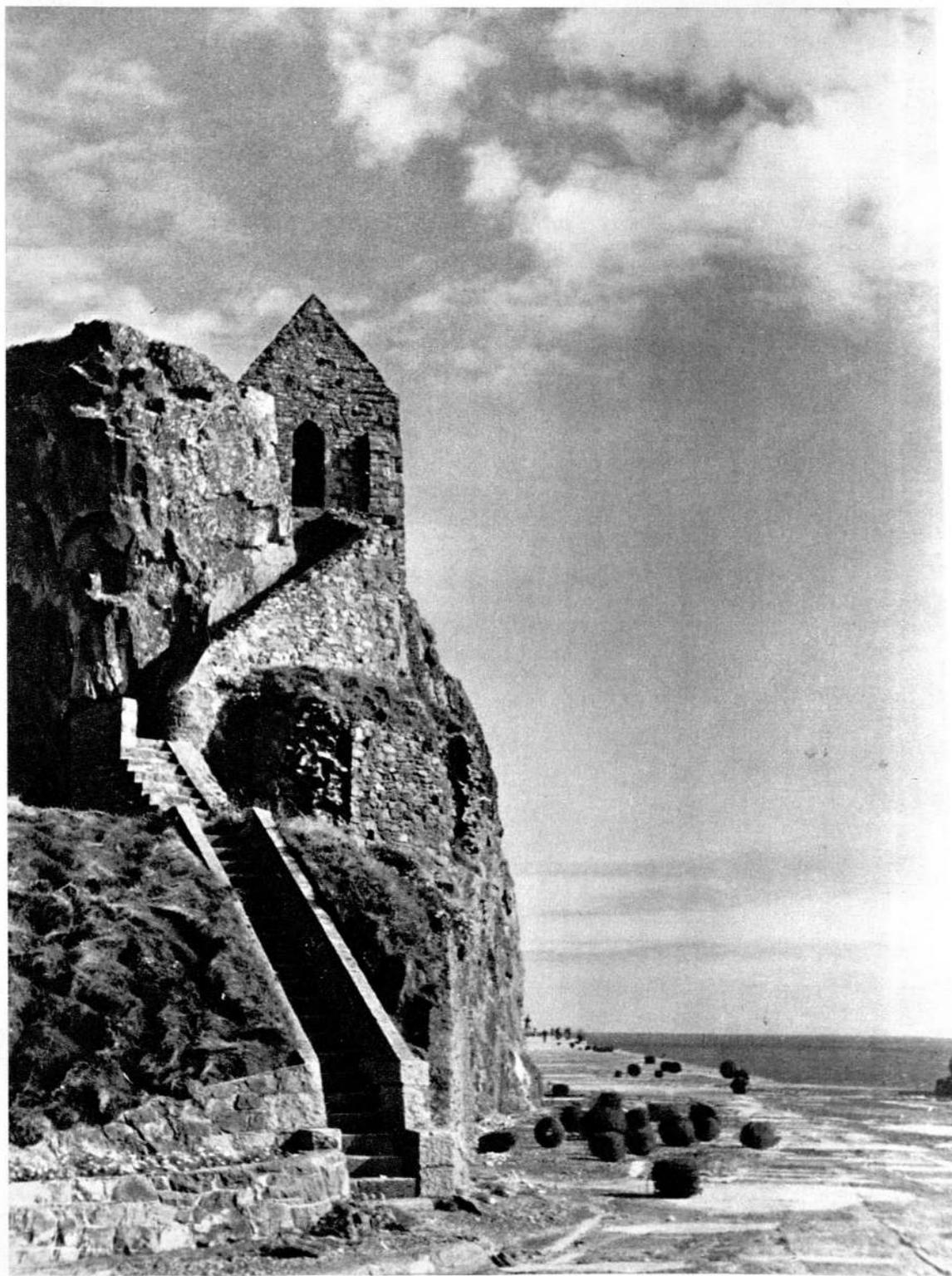
Frühkartoffelernte in den grossen Glashäusern.



Reiche Engländerinnen nahmen die wegen ihrer rehhaften Schönheit berühmten Jerseykühe als Andenken mit nach Hause.



Überall bilden sich kleine Täler,
an deren Rändern die Farmerhöfe stehen.



Die Kapelle des St. Helier, des Namensgebers der Stadt,
am Ausgang des Hafens.



An der Südostküste von Jersey gibt das Meer bei tiefstem Ebbestand ca. 30 qkm Land frei. Das Baden von der gleichen Badehütte wechselt dort jede Stunde und jeden Tag und jeden Monat. Täglich rückt der Eintritt der Gezeiten ungefähr eine Stunde vor und alle 14 Tage mit Vollmond und Neumond wird das grosse Hin und Her der kommenden und fallenden Wasser so stark angeschaukelt, dass das Meer einmal hoch die Treppe zum Strand überschwemmt, in den nächsten 6 Stunden darauf die nächste Badestelle bereits kilometerweit draussen liegt. Dieser Rythmus ist noch weiter eingespannt zwischen die beiden Tag- und Nachtgleichen, an denen der Stand des Mondes und der Sonne die höchste Flut und die tiefste Ebbe bewirkt. So sind die kosmischen Gesetze des Erdjahres in einer eindrucksvollen Weise auf der Riesenuhr und dem Riesenkalender des freiwerdenden und wieder untertauchenden Landes in Quadratkilometern abzulesen.

Das Betreten der freigewordenen Meereslandschaft steht also von vorneherein unter kosmischen Voraussetzungen. Die Fremdartigkeit des felsigen Meeresbodens, die nichts ihresgleichen hat und höchstens den Vergleich mit einer Mondkraterlandschaft zulässt, steigert noch diesen Eindruck. Zunächst geht man in sandigen Furten zwischen zerklüfteten Rocks hindurch, auf deren bizarren Spitzen grosse Heringsmöven sitzen und den ungebetenen Eindringling beschimpfen. Die Felsen haben durch die täglichen Abwaschungen blühende, reine Farben. Der Granit leuchtet rotbraun wie tiefverbrannte Körper. Bald überdecken ihn goldgelbe Flechtenmoose, bald überzuckern ihn Kolonien winziger Muscheln. Lilabrauner Syenit und blauschwarzer Gneis ist oft scharf neben ihm eingelagert und alles Gestein zeigt sich von einer Blossheit, wie nur in kahlen Hochgebirgsregionen.

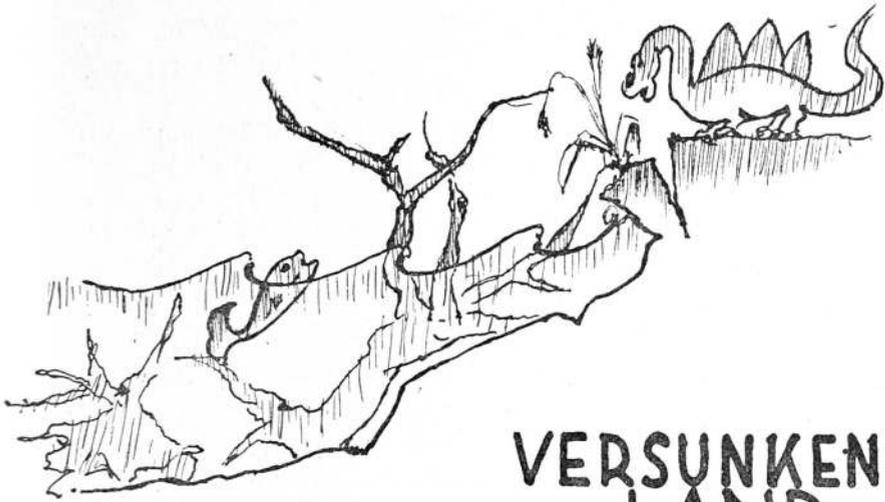
Man schreitet weiter durch stehengebliebene Lachen, in denen durchsichtige Krebse und Seespinnen umherzucken. In einem bachartigen Bett blühen Seaneemonen und flitzen Millionen winziger Fische davon. Man sucht sich seinen Weg

zwischen riesigen Feldern von Meertang und Wasserbohnen, die sich an Felsbänke anklammern. Fantastisch grosse, sepiabraune Blätter mit zelluloidglatter Oberfläche liegen erschlaft am Boden. Sandwürmer haben überall mit kleinen Löchern und Häufchen den speckigen Sandboden zerwühlt. Schneckengehäuse und Panzer von Krebsen und Spinnen liegen umher. Wenn man ganz leise geht, hört man in den Blasentangdickichten merkwürdige Geräusche von abfilterndem Wasser und dem Getriebe kleiner Lebewesen, dazwischen manchmal das Knacken einer Krebschere. Eine ganze Kette von Strandläufern fliegt plötzlich vor einem auf und sie flattern in schwalbenartigem Flug davon. Das Land ist jetzt schon weit hinter einem, man begegnet höchstens einmal Fischern, die mit langen Netzen kleine Abflusstäler absperrern, um säumigen Fischen den Rückzug bei eintretender Ebbe abzuschneiden. Manche Fischer haben Schaufeln und lange Stöcke mit Widerhacken dabei, um Sandfische oder Stabkrebse auszugraben und Langusten und Hummer aus Felshöhlen herauszuholen.

Je weiter man hinausläuft, desto mehr erkennt man die Gliederung dieser Meerbodenlandschaft in Haupteinzugs- und Abzugsrinnen. Man tut gut sich den Rückweg zurechtzulegen, um nicht abgeschnitten zu werden, denn oft füllen sich weite Becken von hinten, sodass ein Zurückschwimmen trotz hereinkommender Flut nicht mehr möglich wäre.

Ein bizarrer Fels weit draussen in der Form eines schräg in den Boden gesteckten ausgezählten Kammes, der von Vogelekrementen weiss wie ein Schifffahrtszeichen überstrichen ist, lockt noch an. Es ist der Lieblingsaufenthalt der Austernfischer und der Rasiermesser, wie die englische Bezeichnung dieses fluggewandten pinguinartigen Tauchers lautet. Ein paar Brachvögel mit langen krummen Schnäbeln durchsuchen draussen eifrig eine Sanddüne. Wir beobachten sie eine Zeitlang, aber da sinkt die Sandinsel sichtbar schnell mit quirlendem Bläschenaufsteigen in den hereinstreichenden Wassern unter.

Es ist höchste Zeit, den Rückzug anzutreten. Nach fünfstündigem Marsch kommt man fast gleichzeitig mit dem Wasser an das feste Land zurück. Die Ureinsamkeit der Wanderung, der Prickel der Gefahr, die völlige Fremdheit der Umgebung und die Begegnung mit einer unbekanntem Tier- und Pflanzenwelt gibt eine ähnliche Entspannung wie eine Hochgebirgswanderung. Verwundert steht man am Abend vor dem hoch anbrandenden Meer, auf dessen Boden man vorher 12 Meter tief umhergewandert ist.



VERSUNKENES LAND

In grauer Vorzeit bildeten die Kanalinseln mit Frankreich und England eine einzige Landfläche, die von Calais her gegen Westen in Richtung des heutigen Kanals durchzogen war von einem grossen Flusslauf, der die französischen und englischen Küstenflüsse vereinigte und ihre Wasser dem Atlantik nordwärts der heutigen Landspitze von Brest zuführte. Aus dem Lauf dieser ehemaligen Flusstäler lässt sich auch ableiten, dass aus der Gegend von Avranches ein grosser Festlandsfluss an Jersey vorbeiführte. Seine Rinne dient heute der Schifffahrt als sicherer Weg an den rings erhaltenen Felsen vorbei. Würde man den Wasserspiegel nur wenige Meter unter den Ebbetiefstand senken können, so würde das Flusstal bereits deutlich hervortreten und die früheren Talränder erkennbar sein.

Die weiten Flächen, die heute unter Wasser liegen, waren früher bedeckt mit Torfmooren und riesigen Eichenwäldern, deren Reste in Gestalt schwarzer Baumstubben nur selten und wie auf einen geheimen Zauber aus dem sie überdeckenden Sand hervortreten, wenn die Sturmflut aus einer bestimmten Richtung den Meeresboden tief aufwühlt und ein besonders niedriger darauffolgender Ebbestand die Sandmassen rasch absaugt. Man muss dann die Baumstrünke mit der Hand berühren und über die geglätteten Fasern und Ästeknorren streichen, wie hart und kalt und zu einem fremdartigen Zwischending von Stein und Holz sie in ihrem salzigen Sandgrab erstarrt sind. Ich nehme mir das Stück eines Astes mit und feile und meissele es mühsam zurecht, bis es zu einem Briefbeschwerer taugt, einem Brief-

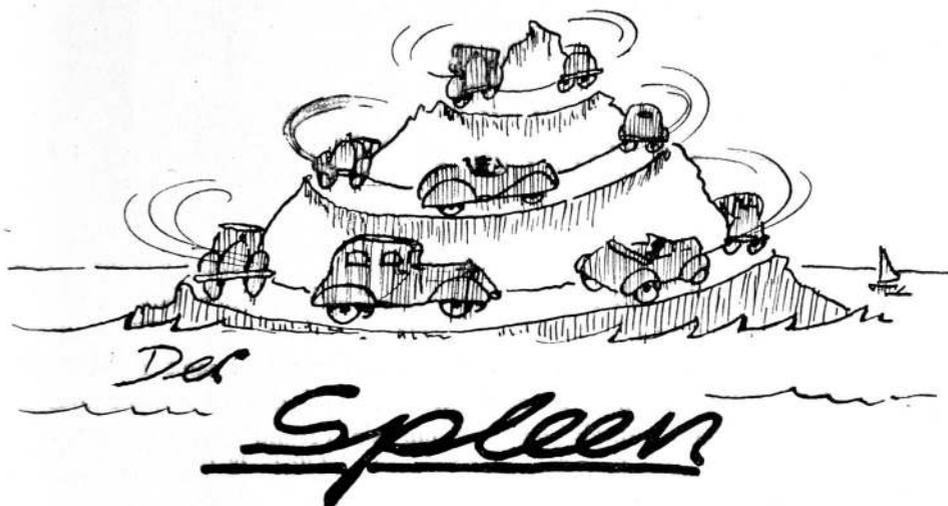
beschwerer aus Holz — dem Holz aus einem versunkenen Wald — einem Wald, der vor etlichen tausend Jahren zwischen England und Frankreich wuchs.

Eine allmähliche Senkung unter den Meeresspiegel — bedingt durch die allgemeine Erdschrumpfung — brachte die Wälder zum Erliegen, während sich die Inseln aus irgendwelchen innertektonischen Gründen durch Verkeilungen und Verspannungen wie schwimmende Klötze erhalten haben. Die endgültige Trennung der Inseln vom Festland wird auf die Zeit vor etwa 5000 Jahren geschätzt. Die Inseln blieben freilich von den Bewegungen um sie nicht verschont, sondern haben verschiedene Hebungen und Senkungen mitgemacht, wie aus den Gezeitenabwaschungen hervorgeht, die in verschiedenen Höhen die Inseln mit einem Gürtel umziehen. So ist zum Beispiel in 40 m, 20 m und 8 m Höhe an Strudellöchern, randlichen Höhlenbildungen und ausgenagten Brandungsterrassen die Höhe des früheren Strandes noch vielfach deutlich zu erkennen.

Den Umriss der Inseln mit seinen tiefeingeschnittenen Buchten hat aber das Meer sich selbst gezeichnet, indem es überall dort vordrang, wo weiche Gesteine wie Schiefer nicht den hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt haben, den die mächtigen Granitpfeiler an den Ecken der Inseln leisten. So wölben sich allenthalben die weissen Strandflächen mit den rollenden Brandungswellen wie vor dem Wind flatternde Leinentücher an den Klammern der haltenden Felsennadeln tief in das Land hinein. Und wenn der Mensch nicht durch die Anlage meilenlanger starker Granitmauern die Einbrüche abgebunden hätte, so wären die Ausbuchtungen noch viel tiefer hineingerissen und noch mehr Fetzen Landes lägen gefährliche Klippen bildend darin herum.

Guernsey baut sich heute wie ein Pultdach von Norden nach Süden zu auf, während in Jersey umgekehrt dem sanft von Süden ansteigenden Plateau die steilen Abfälle und jäh Schluchten des Nordens gegenüberstehen. Geologisch entspringt diese entgegengesetzte Bildung einer Zufälligkeit, die von der verschiedenen Verteilung von Hart und Weich in den Gesteinen und von den in dieser Richtung laufenden Bruchlinien und arbeitenden Tälern herrührt. Da die Häfen und Ansiedlungen sich vorwiegend im Windschatten an der Südostküste gebildet haben, wird durch diese verschiedenartige Landneigung der Charakter der Inseln untereinander reizvoll verändert. In Jersey stehen dadurch zum Beispiel die Häuser der Stadt wie ansteigende Parkettplätze gegenüber der anziehenden Bühne des Meeres, während man in Guernsey von den Balkonen und Gartenterrassen wie von Proszeniumslogen steil auf die bunte Szenerie des Hafens und der gegenüberliegenden Inseln herunterblickt.

Den Inseln droht ausser dem Ansturm des Meeres und der Winde ein ständiges Absinken auf den Meeresgrund. Für die letzten 550 Jahre hat man 50 cm Senkung innerhalb von 100 Jahren berechnet. — In gleichen Zeiträumen von mehreren tausend Jahren gedacht, die uns rückschauend die Inseln inmitten eines Urwaldes vor das geistige Auge geführt haben, sehen wir in die Zukunft blickend die Landreste auf den Meeresgrund versinken, sodass ihr heutiges Sonder- und Inseldasein erdgeschichtlich nur eine kleine Episode gewesen sein wird.



Wenn die Männer zu viel allein sind ohne Einfluss der Frauen, werden sie leicht spleenig. Beim Engländer zumal, bei dem die Frauen sich männlich zu betätigen und zu kleiden lieben, ist der Spleen zu Hause.

Auf der einsamen Insel Jethou, die ein Engländer von der englischen Krone als Sommersitz gepachtet hat, befindet sich nah an dem felsigen Strand ein merkwürdiges, flaches, gepflastertes Becken mit einer Mauer daneben. Ich wurde nicht klug daraus, was das bedeuten sollte. Der auf der Insel verbliebene Hausdiener Macdonald erklärte mir, dass sein Herr es geliebt habe, Süßwasserfische zu angeln. Er habe mühsam das kostbare Süßwasser des kleinen Eilandes gesammelt und dorthin geleitet. Bei schönem Wetter habe er sich mit der Angelrute auf die Mauer gesetzt und habe im Anblick des fischreichen Meeres seine eingesetzten Schlammkarpfen herausgeholt. Ein alte amerikanische Miss habe sie ihm dann zubereitet.

Die Engländer als Sportleute vergötterten das Auto. Auf den Inseln Jersey und Guernsey, die man an einem Nachmittag nach allen Enden mit dem Rad durchfahren kann, liefen vor dem Krieg über 15000 Kraftfahrzeuge. Auf jeden 6ten Einwohner kam bereits ein Wagen. Jeder kleinste Feldweg wurde staubfrei asphaltiert. Die ausgebauten Strassen der in ihrer grössten Ausdehnung nur 15 km langen und 9 km breiten Insel Guernsey machen die Strecke von Berlin nach Paris aus. Der Autoverkehr auf diesen von Steinmauern und Hecken beengten Wegen muss geradezu fantastisch gewesen sein. Den Vogel schießt aber das kleine Eiland Brekhou ab, das nur einen einzigen 500 m langen fahrbaren Weg besitzt. Der schwetreiche Besitzer hielt sich dort dennoch zwei schöne Personenwagen.



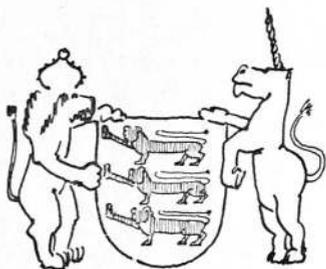
Wer hat sich nicht als Junge herrliche Geschichten auf einer einsamen Insel erträumt. Palmen würden am sonnigen Sandstrand stehen, einen Einbaum würde man sich zimmern und mit Pfeil und Bogen würde man die seltensten Tiere erjagen. Tausend Meilen fern müssten alle lateinischen Grammatiken samt ihren dürren Paukern sein. Bald würde man in das Elternhaus und den Geschwisterkreis als bewunderter Abenteurer zurückkehren und nur ein Freund dürfte allenfalls die Einsamkeit teilen, aus dem in späteren Jahren eine hilfsbedürftige, entzückende Freundin umgedichtet wurde.

Umsomehr ist man überrascht, wenn man über diese Robinsonträume hinausgereift, einem einsamen Robinson auf einer Insel begegnet und die Wirklichkeit hier alle Knabenträume schlägt. Denn man hatte die tropischen Unannehmlichkeiten von Moskitos, Schlangen usw. übersehen und auf alle angenehmen Errungenschaften der Zivilisation zu leichtfertig verzichtet. Da erfüllt die kleine Insel Herm in ganz anderer Weise alle Voraussetzungen. Vor dem Krieg hat sie noch ein englischer Lord aus dem Industrieadel besessen und hat mehrere Luxusvillen und eine kleine Muster-Land, Garten- und Obstwirtschaft dort aufgebaut. Seit Beginn des Krieges hat Lord Perry mit Kind und Kegel die Insel verlassen und sie einem schrulligen Kanadier zur Verwaltung überlassen. Dieser Robinson auf der Plutokrateninsel entspricht allen Vorstellungen. Es ist ein junger Mann mit freier Stirn. Ein roter Vollbart steht ihm lustig zu Gesicht. Die mitgenommene Lederjacke und die seit langem ungeputzten Schaftstiefel wirken wie ein Stück freier Natur an ihm. Seit fast drei Jahren hat er die Insel nicht mehr verlassen. Das Notwendigste bringt ihm seine Frau in Abständen auf einem Fischerboot. Von Früh bis Abend werkt er gärtnernd, holzhauend und kuhhütend auf seinem Eiland herum und wenn er auch von allem nicht überzeugend viel versteht, so schwätzt er dafür ein wenig von Beethoven, Nietzsche, Goethe und Bernhard Shaw dazwischen und kann auch ein paar lateinische Brocken sprechen. Es ist also kein simpler Gartenverwalter, sondern schon ein richtiger Robinson, der seine besseren Tage unter der Menschheit einmal gehabt hat.

Ähnlich wie er, ist auch die ganze Insel in einem reizvollen und romantischen Zustand der Vereinsamung und Verwilderung nach besseren Zeiten. Man könnte geradezu von einem Haut Goût des Verfalles sprechen, in dem sich die Insel heute

befindet und vielleicht noch scharmanter zeigt, als zur Zeit ihrer diener- und gärtnerreichen Pflege. Wenn man zum Beispiel nicht weiss, ob die Tausende von duftverströmenden Narzissen und Hyazinthen im Wald und auf allen Wiesen und die blühenden Hecken von Kamelien und Rhododendron wildgewachsen sind, so ist das verwirrender und aufregender, als wenn viele herumspringende Gärtnerbur-schen einem nur ihre Tüchtigkeit beweisen. Es ist zweifellos auch reizvoller, die unvermeidlichen englischen Grammophone in allen Zimmern schweigen zu wissen und dafür dem Überschwang der vielen Singvögel um die eingewachsenen Häuser zuzuhören. Für Geniesser sei auch noch gesagt, dass eine reichhaltige grosse Biblio-thek und noch funktionierende Bäder vorhanden sind und dass die Pfirsichspaliere, Feigenbäume, Beerensträucher und vieles andere verheissungsvoll angesetzt haben.

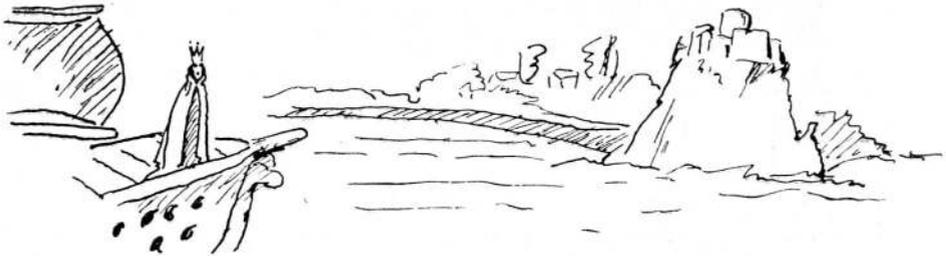
Als ich die Insel verliess, begleitete mich Robinson an den Hafen und reichte mir einen Strauss schönster blühender Zweige und Blumen in das Schiff. Es war sein echtgemeinter Dank für meinen Besuch und wohl auch eine kleine Huldigung für die in mir entdeckten übriggebliebenen Robinsongefühle .



Geschichtliche Nebenkammer

Über die Inseln ist nie grosse, weltbewegende Geschichte gegangen. Es fehlen die Spuren, die packenden Baudenkmäler und die grossen Namen, die die Geschichte in fast allen Teilen Deutschlands und Frankreichs eindrucksvoll hinterlassen hat. Dolmen, Menhire und Gräberhügel künden zwar von vorgeschichtlicher Besiedelung. Manche Kirchen gehen auf das neunte, eine sogar auf das sechste Jahrhundert zurück, aber sie sind von einem kleinen Fischer- und Landvolk für den eigenen Gebrauch gebaut. Das alte Mont Orgueil Castle, das dem englischen Gouverneur der Insel in Kriegszeiten zum Aufenthalt diente, schaut heute noch mächtig und trutzig zum französischen Festland hinüber und gäbe mit seinen fensterlosen hohen Schildmauern steil über dem Meer ein wirkungsvolles Bühnenbild für den Königs-mord in einem Shakespeare-Drama. Wenn man aber die Innenräume betrachtet und alle die alten Herrensitze der Insel besieht, nicht ein einziger deutscher Graf hätte sich mit so wenig Räumlichkeiten begnügt.

Die Insel fiel kampflos nach der Eroberung Frankreichs in unsere Hand. Sie war immer eine geschichtliche Nebenkammer, in der sich nie die grossen Entschei-dungen zwischen den Völkern Europas abgespielt haben. Um so mehr insoleigenen und absonderlichen Charakter hat aber, was sich am Rande des unruhigen Europas und eines Weltmeeres alles gesammelt, hingeflüchtet oder erhalten hat. Einige kleine Inselhistorien sollen davon zeugen :



Im Jahre 1230 fuhr Heinrich III, von England mit einer starken Flotte gegen Frankreich aus, um sein Erbrecht an der Normandie gegenüber den Franzosen zu bekräftigen. An Bord des Königsschiffes befand sich seine junge Schwester, Prinzessin Isabella. Die Fahrt in dem strahlenden Maimorgen war bisher gut verlaufen. Eine frische Nordwestbrise hatte die Flotte rasch vorwärts gebracht. Da bezog sich plötzlich zwischen Guernsey und Jersey der Himmel eintönig grau. Aus der Milchscheibe des Himmels brach ohne allen Untertanenrespekt ein mörderischer West hervor. Die Schiffe segelten in den Windschatten von Jersey und kreuzten in der Bucht von Gorey auf.

Der jungen Prinzessin ging es miserabel schlecht. Sie stand bleich an Bord der Admiralsbrigg und hatte keinen Blick mehr übrig für das grossartige Schauspiel der manövrierenden Schiffe, die schräg vom Wind ins Wasser gedrückt, die gischtigen Wellenkämme ritten. Sie klammerte nur ihren Blick starr auf den festen Punkt des Mont Orgueil Castle, um sich vor den Schwankungen zu retten.

Der König beriet sich mit seinem Kanzler Hubert den Burgh. Auf dem Mont Orgueil Castle sass der zuverlässige Lieutenant-Governor de Troubleville. Eine Landung wurde beschlossen. Drei Tage blieb die Flotte im Hafen liegen. Die ganze Inselbevölkerung lief zusammen, um die 45 Schiffe mit den Standarten der goldenen Löwen auf scharlachrotem Grund zu bewundern. — Die sanften Schatten unbedeutender Idylle erhellten sich für einige Augenblicke. Auf manchen mag das Lächeln des hübschen Mädchens gefallen sein, deren „adeliges Aussehen und königliche Sitten“ gerühmt werden. Doch keiner ahnte es noch : Fünf Jahre später wurde Prinzessin Isabella die Gattin des grossen deutschen Kaisers Friedrich II von Hohenstaufen.



Vom stolzen Grafen De Montgomery angefangen, der von König Heinrich II, wiederholt zum Turnier herausgefordert diesen dabei tötete und Frankreich verlassen musste, bis zu dem kleinen Jesuitenpater herunter, dem in der französischen Revolutionszeit der Boden in Frankreich zu heiss wurde, oder dem heutigen englischen Kriegsdienstverweigerer sammelte sich hier alles Mögliche, was auf dem Festland keinen Platz mehr fand.

Den meisten unbekannt ist, dass im Jahre 1800 ein russischer General Kapsowitsch mit 7000 russischen Soldaten auf den Inseln Quartier nahm. Die französische Revolutionsarmee drohte Europa zu überrennen. Um Holland zu schützen, hatte England russische Truppen zu Hilfe gerufen. Als Holland aber aufgegeben werden musste, entstand die schwierige Frage, wohin man die Truppen des Zaren bringen könnte. England wollte getreu seiner alten Methode, andere für sich kämpfen zu lassen, auf sie nicht verzichten. Ein Gesetz verbot aber den Aufenthalt fremder Truppen in England. Also waren die Kanalinseln einmal wieder die willkommene Umgehung und Ausnahme. Die russischen Gardetruppen müssen in ihren prächtigen Uniformen grossen Eindruck bei den Inselbewohnern gemacht haben. Bei ihrem Abschied fand ein grossartiges Tanzfest statt. Die Russen besoffen sich dabei so toll, dass es mehrere Tote unter ihnen gab. Im Friedhof von Grouville erinnern heute noch Tafeln mit russischer Aufschrift an diese abseitige Geschichte. Die bolschewistischen Gefangenen, die heute barfuss und abgerissen auf den Inseln arbeiten, haben wenig mehr mit ihren Brüdern gemein, die einmal in prächtigen Uniformen aus Übermut dahinstarben.



In den Napoleonischen Kriegen seufzten die Inselbewohner unter den schweren Lasten, die ihnen beim Festungsbau auferlegt wurden. Das Fort Regent in Jersey und das Cornet Castle in Guernsey wurden stark ausgebaut und um die ganze Insel herum Martellotürme zur Verteidigung aufgestellt. Eine Bürgermiliz musste darauf Wache halten.

Die Inseln, der Schild Englands gegen das Festland, starrten von Waffen und Militär. Napoleon griff nie an. Als aber am 9. April 1814 ein Kurier aus Frankreich die Nachricht vom Sturz Napoleons und vom Einzug der verbündeten Truppen in Paris brachte, da atmete alles auf. Ein Jubel ergriff die Bevölkerung. Es musste etwas geschehen: Glocken-Läuten, Fahnen heraus, ein Umzug, ein Volksfest.

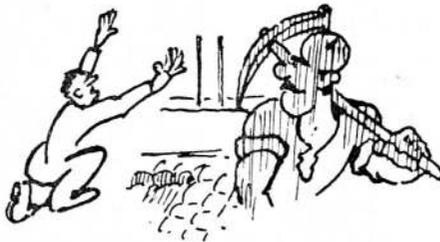
Da entsann sich ein Schlaukopf, dass auf der Insel ein Duc de Berri im Exil

lebte, der ein Neffe des wiedereingesetzten Bourbonenkönigs war. Jetzt war das Richtige für die Volksstimmung gefunden.

Der Lieutenant-Governor, General Don höchstselbst in Begleitung des Bailiffs, Mr. Jean Dumaresq und aller buntgekleideten Juraten begab sich, gefolgt von einer mützenschwenkenden Volksmenge, die sich mit weissen Kokarden geschmückt hatte, vor das einfache Haus des Prinzen.

Ein junger, melancholischer Mann trat aus dem gepflegten Garten an das Tor. In den floskelnreichen Reden der damaligen Sprache ergingen sich zuerst der General, sodann der Bailiff und gaben ihrer Genugtuung über den Sturz des Usurpators Napoleon und die Wiederherstellung des erlauchten Hauses Bourbon geziemenden Ausdruck. Bescheiden dankte der junge Mann. Das Volk liess ihn darauf hochleben wie seinen eigenen König und zog hochbefriedigt wieder ab.

Aus dem Leben dieses unbekanntenen Bourbonen ist sonst nichts Auffälliges mehr zu erzählen. Aber es liegt das halkyonische Lächeln des Weltgeistes über jener Stunde. Das feurige Band der Geschichte hat sich wie die untergehende Sonne in einer Glasscheibe einen Augenblick gespiegelt und über eine ganze Stadt geleuchtet.



Im Juni 1923 wurde mit der Erweiterung eines Weges in der La Motte Street begonnen. Die Arbeiter zogen mit Pickeln auf und fingen gerade an, die Hacken in den Boden sausen zu lassen. Da kam der Eigentümer aus seinem Haus und sah, dass sein Grundstück, von den Grabungen betroffen wurde. — Was tat er? Er schimpfte nicht, er eilte auch nicht zum Anwalt, sondern er benahm sich sonderbar. Er fiel nämlich in die Kniee und rief laut und wiederholt: „Haro, Haro, zu Hilfe, mein Fürst.“ In allen Ländern Europas hätte man sich über diesen hilfeschreienden Grundstücksbesitzer verwundert und ihn verlacht. Nicht in Jersey und Guernsey, wo altes normannisches Recht und die Anrufung des alten Herzogs Rollo von der Normandie noch heute so gilt, wie vor 1000 Jahren. Wer sich über diesen Ruf hinwegsetzt, macht sich heute noch strafbar, genau so wie der, der zu Unrecht den Anruf gebraucht. Die Arbeiten wurden sofort eingestellt und im Prozessweg die Sache entschieden.

Wer sich für das Sprachliche interessiert, dem sei noch gesagt, dass das Wort „Haro“ aus dem Fränkischen „harna“ kommt das sich wohl mit dem Wort „Harm“ und dem dialektischen „Haeren“ in Verbindung setzen lässt, sodass der Ursprung des Rechtsbrauches als noch älteren Datums angenommen werden darf.



Wer die Begeisterung mitfühlen kann, die einen deutschen Wissenschaftler beim erstmaligen Anblick der grossen herbstlichen Vogelzüge in Rossiten ergriffen hat, dass er überwältigt von dem grossen drangvollen Naturgeschehen auf Essen und alles

vergass und man ihm schliesslich sein Abendbrot auf die Düne hinausbrachte, dessen empfängliche Sinne werden längst mit Freude die einzigartige Vogelfülle und den Artenreichtum auf den Kanalinseln entdeckt haben. Führt doch eine der grossen Vogelzugstrassen an den gegen Südwesten abfallenden Meeresküsten Europas entlang gegen Spanien und Afrika zu an den Inseln vorbei und macht diese zu einer wichtigen Durchgangs- und Winterstation für die verschiedensten Land- und Seevögel, deren man nicht weniger als 190 Arten hier gezählt hat.

Die reisenden Vögel kommen an und gehen zu fast allen Zeiten des Jahres. Schon im Juli kehren die ersten Mauersegler zurück. Im August durchstreift der Kuckuck und Pirol auf kurzem Durchzug die spärlichen Wälder der Insel. Im September, Oktober ist grosse Reisesaison, bis endlich im Januar noch hohe Gäste aus dem Norden wie Wildgänse und Polartaucher eintreffen.

Sie kommen in dichten Völkerscharen, wie die Buchfinken und Staren, in Sippongemeinschaften wie Kiebitze und Enten oder in vornehmen Alleinsein, wie hie und da ein Kranich, der auf einem hohen Baum seine müden Flügel ausruht, bis er schon nach ein paar Stunden verärgert von dem Lärm des ihn umkreisenden Pöbels kleiner Vögel wieder in das Weite über das Meer wegzieht.

Ein Volk von mehreren Zehntausend Staren — nach Beringungsergebnissen von Osteuropa kommend — hält auf den Inseln jährlich seine Winterrast. Aber man kennt ihn nicht mehr unsern vergnügten zutraulichen Trällerer, der sich so glücklich zu Hause vor seinem Kober aufplustert. Eine ständige Unrast erfüllt ihn, er hält sich in Scharen zusammen und flattert scheu und flüchtig bei jeder Gelegenheit auf. Wenn der Abend kommt, fasst ihn mit unwiderstehlichem Drang der Zugtrieb. Es geht in Übungsflügen über die Insel weg. Die Scharen bilden sich zu schwirrenden Schwärmen, die Schwärme zu flatternden Bändern, die langgezogen und für den Augenblick den Himmel verdunkelnd über die Baumgipfel wegfegen, dass noch der letzte Säumige zum Völkerflug der Staren mitgerissen wird. Es werden flügelblinkende Schleifen über dem Meer gezogen und blitzende Bogen in den heiteren Himmel gezeichnet. Plötzlich fallen alle auf einen Lieblingsbaum, eine hohe Buche ein, dass sich die kahle Krone mit Staren dicht belaubt und mit tausend aufgeregten Vogelstimmen erfüllt. Da, ein Schrei und in Augenblicksschnelle wie auf ein verabredetes Kommando stiebt die geflügelte Heerschar in einer Richtung wieder davon. Mit dem Beginn des Februar steigert sich die Aufregung masslos, kaum mehr bleibt Zeit zum Futternehmen. Sie wagen weitere Vorstösse auf das Meer hinaus, bis sie eines Tages das Ende ihrer Schleifen sprengen und nun für immer von uns fortziehen.

Das reiche Vogelsingen hört in keinem Monat auf den Inseln auf, deren Winter sich damit erst recht als ein dauernder Frühling beweist. Die Rotkehlchen und Grasmücken zwischen den heckenreichen Gärten und Wiesen haben immer etwas zu zwitschern und anzugeben und die Singdrosseln und Amseln finden noch im Dezember und Januar auf dem tiefgrünen Rasen einen so reich gedeckten Tisch, dass sie von Früh bis Abend voller Loblieder sind.

Die eigentlichen Beherrscher des Inselarchipels sind aber die vielerlei Wasservögel. Alles, was dem Menschen hier beschwerlich ist, ihn einschliesst und machtlos oft festhält, der Sturm, der Seegang, die Strömung und die gefährlichen Rocks, das ist gerade ihr Reich und Element. Die Möven könnten nicht stundenlang lustvoll segeln, wenn sie nicht ein ständiger Wind so willig trüge, die Strandläufer, Taucher und Enten fänden nicht zweimal täglich in der weiten Ebbelandschaft einen reichen Tisch gedeckt, wenn nicht die gewaltige Flut ihnen ihren Sack mit Meergetier und Wasserpflanzen darauf ausschüttete. Die Austernfischer, Papageientaucher, Lumme, Sturmvögel, Alken, Silber- und Lachmöven und wie sie alle heissen, wären nicht sicher vor dem Menschen, wenn nicht eine ausgedehnte Inselwelt von unzugänglichen Klippen ihnen sichere Brutstätten und Zuflucht böten, und die gefräßigen Kormorane könnten nicht ihren unersättlichen Hunger stillen, wenn nicht die starke Meeresströmung die Fischzüge vor ihren Jagdplätzen auf steilen Felsenriffen vorbeitriebe.

Man muss einmal im Januar bei hohem Flutstand, der die Vögel von den überschwemmten Rocks herunterdrängt, an einem einsamen Strand in tiefer Deckung sich vorarbeiten. Wenn man Glück hat, wird man Seevögel der verschiedensten Art und Grösse in einer Vielzahl vor sich sehen, wie es sich der Binnenländer nur schwer vorstellen kann. Regungslos liegt man am Boden und beobachtet gedeckt von einer Sandwelle diese Ansammlung von Gravität, Vollgefressenheit und äugender List der an das Land gestiegenen Seevögel. Hunderte von Eis- und Pfeifenten sitzen behäbig in Reihen nebeneinander. Eine Gemeinde von Tauchern verharrt andächtig sinnierend in schwarzen Flügelröcken und weissen Hemdbrüsten. Grosse dunkle Kormorane mit langen Flaschenhälsen und dicken Fiascellobäuchen stehen aufgereiht umher. Die Strandläufer sausen wie aufgeregte Platzanweiser dazwischen herum. Vorsichtig entfernt weiden Graugänse im angeschwemmten Tang. Ein Verein vornehmer gänsegrosser Sägetaucher kommt von draussen hereingeschwommen und schaukelt auf der hohen Brandungswelle, deren Ergiebigkeit unerschöpflich sein muss. Es ist an einem der reichsten Muschelgründe der Inseln, an dem sich sogar die sonst nur in der Südsee vorkommende Kaurimuschel massenweise in pfennig-grossen Stücken findet.

Da kracht ein wohlgezielter Schuss und wie ein Raketenfeuerwerk erheben sich in der grellen Sonne vor dem dunklen Meer tausende blinkende weisse Vogelbrüste. In Blitzesschnelle ordnet sich alles nach Art in Keilform, in Schwärmen, in breit ausgelegten Linien. Die grossen Vögel müssen erst gegen den Wind Höhe gewinnen, die kleinen schwirren dicht über das Wasser weg.

Unvergesslich ist dieser Anblick der sich ordnenden Verwirrung, dass man darüber die Absicht vergisst, noch einen Schuss beim Abflug anzubringen, denn nun ist man selbst in den Bann geschlagen, den die in fremden und freieren Gesetzen lebende Vogelwelt auf uns auszuüben vermag.



Zum Bailiwick Guernsey gehören ausser der Insel Guernsey noch eine Reihe anderer Inseln. Man muss auf der Landkarte schon mit der Lupe suchen, bis man diese Inseln entdeckt. Richten wir unsere Lupe einmal auf Sark (franz. : Sercq), und wir werden erstaunt sein, welch reizvolles Bild sich unseren Augen bietet.

Zwar drohen ringsherum riesige rote Granitfelsen, wenn wir uns mit dem Schiff nähern. Von dem kleinsten registrierten Hafen Europas gelangen wir durch einen Felsentunnel auf die Höhe, wo zwischen Baumgruppen und zerstreuten Bauernhöfen friedlich Kühe grasen. Blauglöckchen und Himmelsschlüssel blühen überall in verschwenderischer Fülle und von der kleinen Kirche läuten die Sonntagsglocken.

Wir wollen einen Staatsbesuch bei der Herrscherin von Sark machen und fragen deshalb nach dem Staatsgebäude. Ein Bauer zeigt auf ein Häuschen in Grösse eines Hühnerstalles, dessen strenger, guter Stil schlecht zu den winzigen Abmessungen passt. „Das ist unser einziges Staatsgebäude, unser Gefängnis.“ Aber auch dies Häuschen ist mehr der Form halber da, denn die jetzige Dame de Sercq hat, wie wir erfahren, während ihrer langen Herrschaft nur einmal für kurze Zeit ein junges Mädchen als Gefangene dort gehalten.

Wir fragen nun nach dem Sitz der Dame de Sercq. Man weist uns eine rasenbegrübte schattige Allee bis zu einem Park, in dessen Mitte ein geräumiges, schönes Haus in dem üblichen Landhausstil der Kanalinseln auftaucht. Vor der Seigneurie empfängt uns die Herrscherin von Sark.

Nach der Begrüssung erzählt uns die Dame de Sercq bei einer Tasse türkischen Kaffees, den sie vor unseren Augen bereitet, die Geschichte der Insel.

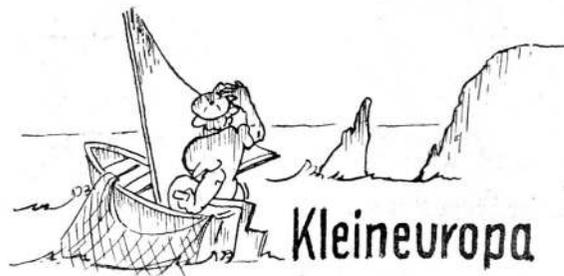
Schon wenige Jahrhunderte nach Christi Geburt wurde auf Sark ein Kloster gegründet, dessen Mauern an der Seigneurie noch efeuüberwuchert stehen. Die zwei Hauskapellen der Seigneurie stammen auch aus jener Zeit. Am Torbogen zum Blumengarten liegt das Grab des heiligen Maglorius.

Im Mittelalter wurde das Kloster von Seeräubern zerstört, die dann Jahrhunderte lang die Insel als Schlupfwinkel benutzten. Erst unter der Königin Elizabeth wurde Sark von 40 Jerseybauern unter Führung eines Jerseyadligen, des ersten Seigneurs von Sark, besiedelt. Die jetzige Dame de Sercq hat ihr Amt im Erbgang erhalten und wird es weiter an ihre Söhne vererben. Ihr zur Seite steht der Seneschall als Minister, Richter und Vorsitzender des aus den Nachfolgern der ersten 40 Grundbesitzer gebildeten ständischen Parlaments.

Das Amt der Dame de Sercq ist recht einträglich. Neben dem Zehnten, den sie von ihren Untertanen nach altem Brauch erhält, erhebt sie von jedem Besucher der Insel einen Schilling Gebühr, bei 25 000 Gästen jährlich eine ansehnliche Summe. Da sie ferner auf ihrer Insel den Autoverkehr verboten hat und eine grosse Zahl von Mietfuhrwerken für Rundfahrten hält, hat sie auch hieraus neben ihrer Landwirtschaft Einkünfte, die es ihr gestatten, standesgemäss Hof zu halten und den Winter mit ihrer Familie an der Riviera oder in Kalifornien zu verbringen.

Dabei geht es auch ihren Untertanen nicht schlecht und wenn nicht der Krieg hereingebrochen wäre, der auch auf diesen stillen Winkel seinen Schatten warf und die Insel durch einen deutschen Wehrmachtbericht blitzartig beleuchtete, könnte Sark wohl die Insel der Seligen sein.

Wir verlassen staunend dies kleine staatsrechtliche Naturschutzgebiet und sehen in stillem Sinnen die hohen Felsen der Insel hinter unserem Schiff kleiner und kleiner werden und schliesslich im Meer versinken. — (Dr. C.)



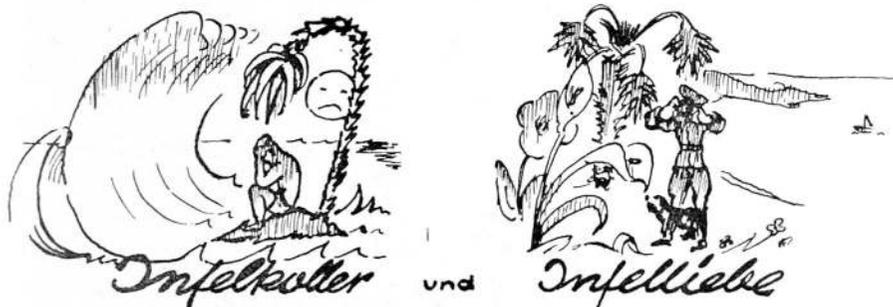
Die Bevölkerung der Kanalinseln ist buntzusammengewürfeltes Strandgut, kein natürlich und organisch gewachsenes Volkstum. Um sich zu eigenem Wesen durchzuringen, war der Boden zu klein, der Einfluss der benachbarten grossen Volksräume zu stark. Schicht um Schicht lagerte sich zudem Neues auf Altes. Noch heute herrscht Zweisprachigkeit. Neben dem alten französischen Patois und der französischen Amtssprache hat sich in letzter Zeit immer mehr das Englische durchgesetzt. So sucht man vergeblich nach hervorstechenden Typen, nach einem Gesicht des Kanalinselbewohners.

Geführt von dem spärlich überlieferten Sagengut mag man in Guernsey vielleicht keltische Einflüsse noch stärker aufspüren. Die Menschen sind lebhafter, beweglicher,

träumerischer und liebenswürdiger. In Jersey dagegen herrscht nordisch gemessenes Wesen, Verhaltenheit, Nüchternheit und Frostigkeit vor. Während auf Guernsey's Heide ein buntes Kobold- und Elfengelichter poltert und purzelt und schwirrt und schwebt, huscht in Jersey selten ein einsames Feelein oder ein flatterndes Irrlicht durch den Busch. In Guernsey ehrt man allemöglichen Klippen und Felsen durch Dippen der Flagge und Rücken der Mütze, um sie den Fischern freundlich zu stimmen. In Jerseys Sagenwelt dagegen meidet man das gefährliche Meer, wenn an gewissen Tagen versunkene Glocken läuten oder ertrunkene Kinder klagen.

Jedes Jahrhundert hat neue Volkstumskörper unter die Inselbevölkerung gemischt. Während aber in allen vorangegangenen Zeiten Not und Verfolgung sich ein Asyl auf den Inseln geschaffen haben, hat in den letzten 80 Jahren der Reichtum sich hier ansässig gemacht. Die villenbesitzende Schicht wurde fast ausschliesslich von Engländern gebildet. Viele 100 irische Landarbeiter stellten sich den reichwerdenden Farmern zur Verfügung. Italiener kamen als Kellner, Holländer als Gärtner, Franzosen als Geschäftsleute, Schweizer als Hoteldirektoren, Wienerinnen, Ungarinen und Polinen als Kinder- und Hausmädchen. Ein Grossteil hat sich auf den Inseln verheiratet und ist ansässig geworden.

So sind die Inseln in der Verschmelzung aller weissen Rassen dem Kontinent ein gutes Stück voraus. Am Rande Europas dämmert ein rassisches Paneuropa.



Vielen Deutschen auf den Inseln geht es merkwürdigerweise so, dass sie die Vorstellung der Insel und des Abgeschnittenseins beunruhigt und bedrückt. Wir sprechen ganz allgemein vom Inselkoller. Er beginnt schon in den ersten drei Tagen und kehrt dann in Perioden wieder. Wer nicht viel mit sich anzufangen weiss und zu den natürlichen Reizen der Insel kein Verhältnis findet, der erliegt ihm am ehesten. Die Erscheinungsformen des Inselkollers sind sehr verschiedenartig und deshalb nicht einheitlich zu beschreiben. Jedenfalls scheint es sich um eine Mangelkrankheit zu handeln. Der Mangel an Anregungen führt zu verkehrten Abreaktionen und stark auftretenden Einseitigkeiten, die die Umwelt nicht immer erheitern. Die entlegene Insel Alderney mag bei dieser Krankheit die Rolle des anfälligsten Patienten einnehmen und die Wintermonate mit Nebeln, nasskalten Stürmen und

völligem Eingeschlossensein mögen die Fieberkurve bilden. Auf den Inseln gibt es heute nicht mehr viel zu kaufen. Ausser den Soldatenheimen locken weder Cafés noch sonstige Lokale. Die Gegensätze zwischen früherem Luxus und heutiger kriegsbedingter Kargheit sind oft grotesk. Auf dem heilig gepflegten englischen Rasen wachsen munter zwei Ernten von Kartoffeln und in den grossen Modegeschäften werden in der Auslage gebrauchte Ladyhalbschuhe unwahrscheinlicher Grössennummern zum Austausch gegen Tabak angeboten. Die Zeitungen vom Festland sind so alt, dass sie nicht mehr interessieren. Die Briefe brauchen je nach Schiff oft noch viel länger. Das Stückchen Meer trennt mehr als 1000 km Land.

Dennoch können die kleinen Eilande die Herzen gewinnen. Wenn die Schiffe vom Festland einen wieder den blauenden Hügeln in den weiten Wassern ringsum zuführen, so freut man sich auf das immergrüne, saubere, blumenreiche Land im grossen bewegten Meer. Die Kameraden werden schon auf den hohen Hafenuais warten und einem bei der Einfahrt zuwinken. Ankunft und Abfahrt auf dem Schiff haben etwas Feierliches. Was die Heimat ferner rückt, bindet die Kameradschaft enger.

Wer Für und Wider wägt, dem mag dies Buch dazu geholfen haben, dass er sich gern an seine Kriegszeit auf den Kanalinseln zurückerinnert.

